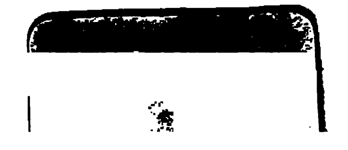














Überreste germanischen Heidentums im Christentum

oder die

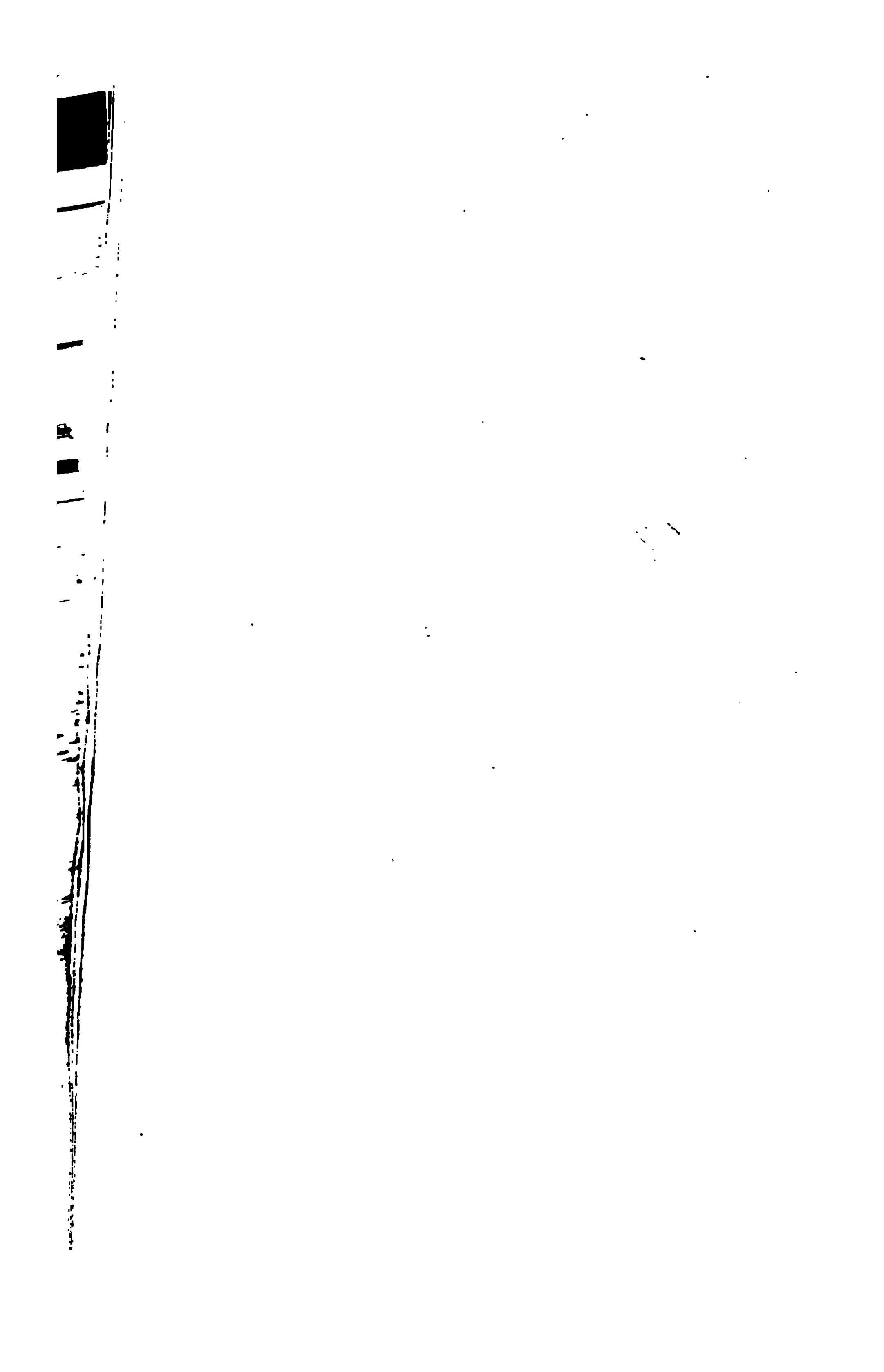
Wochentage, Monate und christlichen Feste

etymologisch, mythologisch, symbolisch
und historisch erklärt

von

K. A. Oberle.

Baden-Baden.
Verlag von Emil Sommermeyer.
1883.



Überreste germanischen Heidentums im Christentum

oder die

Wochentage, Monate und christlichen Feste

etymologisch, mythologisch, symbolisch
und historisch erklärt

von

K. A. Oberle.



Baden-Baden.
Verlag von Emil Sommermeyer.
1883.

vom

Verfasser.

Vorrede.

Die vorliegende Abhandlung ist aus einem Cyklus von Vorträgen entstanden, die der Unterzeichnete am 11., 25. Mai und am 1. Juni 1882 im litterarischen Verein dahier abhielt; nur auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch mehrerer Mitglieder desselben hin wird die bescheidene Arbeit hiermit dem grösseren Publikum unterbreitet.

Das Thema hiess ursprünglich: „Überreste des germanischen Heidentums im Christentum“ und wurde nachher zu dem auf dem Titel angegebenen Umfang erweitert. Gesammelt war das Material schon seit längerer Zeit und sollte als Einleitung der „Beiträge zu einer pragmatisch-biographischen Kirchengeschichte des badischen Landes“ verwendet werden, die der Unterzeichnete demnächst herauszugeben gedenkt.

Neues und epochemachendes zu leisten hat der Verfasser niemals gehofft; sollte aber diese schlichte und anspruchslose Arbeit den gebildeten Laien über manchen Punkt des Kirchenjahres aufklären, der ihm bislang dunkel war, dann ist der Verfasser reichlich belohnt.

Der gelehrte Forscher wird in der Abhandlung manches vermissen und mir den Vorwurf nicht ersparen, dass ich die einschlägliche Litteratur nicht vollständig heranzog; doch wird einmal der Zweck, den ich im Auge hatte, mich einigermassen entschuldigen, dann der Umstand, dass hier in Baden-Baden die wissenschaftlichen Hilfsmittel nicht leicht erreichbar sind. — Besonders wird man eine eingehende Berücksichtigung der geistreichen Hypothesen Bugges und Baugs über den Ursprung der nordisch-germanischen Mythologie vermissen, welche ja ganz neue und überraschende Gesichtspunkte eröffnet haben. Nach des Verfassers Meinung steht aber diese Ansicht noch auf zu schwachen Füssen, als dass man die ganze bis-

herige Theorie umwerfen dürfte. So hat er sich denn getrost der bewährten Führung Grimms, Simrocks, Wolffs, Holtzmanns und Weinholds überlassen und Sophus Bugge anscheinend ignoriert.

Zu bedauern ist, dass das Buch von Reinsberg-Düringsfeld: das festl. Jahr etc. der germanischen Völker (Leipzig, Spamer 1863) erst später mir zugänglich war, und dass die Benützung folgender Werke erst nach vollendeter Arbeit ermöglicht wurde: 1) Böhme, Unterricht über den Ursprung und die Bedeutung aller Sonn-, Fest- und anderer Tage etc. etc. (Zwickau, Schiemann 1817)*); 2) Weinhold, Weihnachtsspiele und -Lieder aus Süddeutschland und Schlesien (Graz, Daniel Sorge, 1855); 3) Kist, Das christliche Kirchenjahr (Mainz, Kirchheim, 1871); 4) Felix Dahn, altgermanisches Heidentum im süddeutschen Volksleben der Gegenwart (in der Zeitschrift: Im neuen Reich, Jahrgang 3 [1873] Seite 905 ff., 963 ff., 990 ff.); 5) J. Nover, Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie (Berlin, Carl Habel, 1880) (in Virchows und Holtzendorffs Sammlung wissenschaftlicher Vorträge, No. 354); Steinthal, Mythos und Religion (ebenda, No. 97).

Was der Verfasser sonst an Quellen benutzt hat, ist an jeder Stelle angegeben.

Schliesslich kommt der Unterzeichnete einer angenehmen Pflicht nach, wenn er allen denen seinen herzlichsten Dank ausspricht, die diese Arbeit durch Mitteilungen jeder Art gefördert haben; namentlich fühlt er sich Herrn Dr. Alfred Holder, Bibliothekar in Karlsruhe, und seinem Kollegen am hiesigen Gymnasium, Herrn Dr. Joseph Sarrazin zu grossem Danke verpflichtet. Ganz besonderen Dank verdient die materielle Unterstützung durch Herrn Dr. M. Meyer, Hofzahnarzt hier.

Baden-Baden, Herbst 1882.

K. A. Oberle.

*) Es ist um so bedauerlicher, dass ich Böhmes Buch nicht vorher zu Gesicht bekam, als ich nachträglich wahrnahm, dass dasselbe inhaltlich mit vorliegender Arbeit in gar manchen Punkten übereinstimmte und somit das mühsame Sammeln des Materials wesentlich erleichtert hätte,

Inhalt.

Druckfehler.

Einige Ungenauigkeiten im Druck von Text und Register bittet man im Hinblick auf die weite Entfernung zwischen Druckort und Wohnort des Verfassers, die das Korrigieren der Druckbogen sehr erschwerte, gütigst entschuldigen zu wollen.

Es wird pag. 62 anfangs des 3. Kap. hinter „Es ist“ eingefügt werden müssen: das erstere Fest; ebenso pag. 91 statt „Dieses Fest“ geschrieben werden müssen: Dieses erstere Fest.

O.

In der geistigen Welt geht ebensowenig etwas verloren als in der materiellen. In unserer Zeit leben die Geister aller Verstorbenen aller Zeiten. Diese Einrichtung des Schöpfers, dass jedes Geschlecht die geistige Erbschaft seiner Väter antritt, heisst man Tradition oder Überlieferung im weitesten Sinne. Die überlieferten Gedankenelemente erfahren zwar im Laufe der Zeiten mannchfache Schicksale, aber vernichtet werden sie nicht. Wie wir körperlich in unabgerissener Kette mit den Urmenschen zusammenhängen, so ist der geistige Gehalt unseres Wissens und sind die Einrichtungen unseres praktischen Lebens eine ererbte Errungenschaft unserer Väter und Urväter u. s. w. Je tiefer wir aber den Zusammenhang der Geschichte durchschauen, um so gerechter wird unser Urteil sein, um so mehr werden wir das Berechtigte und Fruchtbare schonen.

Jedes Geschlecht vermag zunächst das festzuhalten und sich anzueignen, was die Geschlechter vor ihm geschaffen haben. Auch die tiefste Spekulation unserer Zeit lässt sich mit nirgends abgerissenen Fäden an die ärmliche Weltanschauung der Urzeiten anknüpfen.

Anziehend, aufklärend und wahrhaft bildend ist die Erforschung des inneren und natürlichen Zusammenhanges unserer Kulturform mit den Zuständen und der Gedankenwelt der Urväter unserer Heimat. Obwohl aus jenen längst verschollenen Zeiten kein geschichtlicher Bericht zu uns gelangt ist, so ist es doch möglich, in den Anschauungen und Einrichtungen des öffentlichen und privaten Lebens,

im Glauben, in Gebräuchen und Sitten des Volkes der Gegenwart Erkenntnisgründe für die ununterbrochene Überlieferung aus der Urzeit zu finden. Den Einblick in den Geist der Zeit unserer Ahnen eröffnet uns zunächst die deutsche Sprachforschung und die deutsche Mythologie. In letzterer begegnen wir Gestalten aus dem deutschen Heidentume, denen wir auch heute noch, so zu sagen, leibhaftig entgegentreten, und die noch in der heutigen Gesellschaft fortleben. Ein Vergleich des bürgerlichen und des kirchlichen Jahres wird uns dies zeigen.

Wie alle Naturvölker, teilten auch die germanischen Stämme ihr Jahr ursprünglich nach dem Monde ein, dessen periodischer Wechsel ihnen zuerst vor die Augen trat. Erst später führte die Beobachtung der regelmässig wiederkehrenden Sonnenwenden, d. h. des höchsten oder tiefsten Standes der Sonne, wenn sie sich abwärts oder aufwärts wandte, zur Scheidung des Jahres in zwei gleiche Hälften, die nochmals zerlegt vier Hauptteile gaben. Da jedoch diese Zeiträume des Sonnenjahres nicht mit denen des Mondjahres übereinstimmten, welche nach dem Monde Monate hiessen, entstand ein Widerstreit, bei welchem zwar das Sonnenjahr siegte, der hervorgebrachte Name Monat aber zur Bezeichnung für die neuen zwölf Abteilungen desselben beibehalten wurde.

Als Jahresanfang galt bei den meisten Stämmen der 24. Dezember, an welchem, nach der damaligen Annahme, die Sonne ihren Lauf von neuem beginnen sollte, um am 24. Juni, in der Sonnenwendnacht, ihren höchsten Standpunkt zu erreichen.

Die Mutternacht oder Mittwinternacht und die Sonnenwendnacht oder Mittsommernacht bildeten zugleich die Mitte der beiden Jahreszeiten Winter und Sommer, in welche allein uranfänglich das Jahr geteilt worden zu sein scheint, da in Flandern noch jetzt die Benennungen Sommertag und Wintertag üblich sind. Der letztere Name bezeichnet gegenwärtig den 21. September, der erstere den Sonntag *Laetare* oder Mittfasten, so dass beide Tage füglich als Anfangstage

des Winters und Sommers gelten könnten. Bereits zur Zeit des Tacitus unterscheiden die Germanen drei Jahreszeiten: Lenz, Sommer und Winter; erst als Obst und Wein in Deutschland eingeführt waren, fügte man die vierte Jahreszeit, den Herbst, die Zeit von Obst- und Weinernte, hinzu. Noch lange aber erhielt sich die alte Gewohnheit, nach Wintern statt nach Jahren und nach Nächten statt nach Tagen zu rechnen, da im Norden der Winter den grössten Teil des Jahres ausmacht und die Nacht für die Mutter des Tages galt.

Zur Zeit der Christianisierung Deutschlands standen Christentum und Heidentum anfangs im Verhältnis der Wechselwirkung zu einander; es fand keine Vertilgung, sondern nur eine Unterjochung des Heidentums statt. Wie bei allen Naturvölkern, zogen vorzugsweise auch bei den Germanen die Himmelserscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich, so dass Sonne und Mond, Tag und Nacht zu göttlichen Wesen erhoben worden waren.

Den ersten geschichtlichen Anhalt hierfür haben wir bei Cäsar *(de b. G. VI. 21, 2)*. Er meldet von den Germanen zur Zeit Ariovists (58 v. Chr.), dass sie zur Zahl der Götter nur diejenigen rechnen, welche sie sehen und durch deren Segnungen sie offenbar gefördert werden: die Sonne *(Sol)*, den Mond *(Luna)* und das Feuer *(Vulcanus)*; von den übrigen Gottheiten, so schliesst er, haben sie nicht einmal durch Hörensagen vernommen. Sie weihten also ihre Verehrung dem Sonnengotte, der Mondgottheit und dem Gotte des Blitz- und Herddienstes (Thôrr), also lauter Wesen des Lichtes, in denen sie das Element selbst anbeten.

Etwa 100 Jahre nach Cäsar, um 50 nach Chr., schrieb Plinius d. ä., der unter Claudius (41—54 n. Chr.) Befehlshaber der Reiterei in Germanien gewesen war, ein Werk: *„Bellorum Germaniae libri XX“*, das jedoch verloren gegangen ist. (Vgl. Plin. d. j. *Epist. III. 5, 4 ed. Keil pag. 66.*) In diesem *(Nat. Hist. IV, 79)* berichtete er, wie wir aus sicheren Gewährsmännern wissen, von einer Göttin *Diana,* die in Deutschland verehrt wurde. Ungefähr um das Jahr 90 nach

Chr. erwähnt Tacitus in seinem unsterblichen Büchlein „über Ursprung, Lage, Sitten und Völker Germaniens“ die übrigen Gottheiten der Germanen: Teuto und dessen Sohn Mannus (C. 2), Hercules (C. 3 u. 8), Mercurius, Mars und Isis (C. 9).

Nach Holtzmann-Holders deutscher Mythologie (S. 120) ist Diana gleichbedeutend mit Abnoba. In den „Germanischen Altertümern“ sagt derselbe, dass Wôdan der deutsche Name für Mercurius (S. 171), und Hercules für Thôrr (S. 174) sei. Simrock weist in seinem „Handbuche der deutschen Mythologie“ nach, dass Isis ursprünglich die verborgene Erdgöttin Nerthus, und später die Freyja ist.

Die Nachrichten des Tacitus zeigen, dass in der Periode zwischen Cäsars Eroberungen in Gallien und jener Zeit die deutsche Götterlehre bedeutende Fortschritte gemacht hat; diese religiöse Umwälzung hing mit durchgreifenden Veränderungen in der Lebensweise des Volkes zusammen. Im steten Kampfe mit den neuen Feinden, den Römern, wurden die germanischen Stämme in ihrer Gesamtheit aus dem Hirtenleben heraus und zu einem bewegten Jäger-, Krieger- und Ackerbauleben hinübergeführt. Wie stark die geistige Einwirkung der Römer auf das Leben unserer Väter schon in jener Zeit gewirkt hatte, ersehen wir daraus, dass sie schon um das Jahr 100 n. Chr. ihre Schriftzeichen, die Runen, von den römischen Kolonisten in Westeuropa, in Gallien, wie es scheint, entlehnt hatten. Diese Kulturstufe prägte denn auch den einheimischen Mythen ihre unverkennbaren Kennzeichen auf. Ein rascheres Denken, erregteres Fühlen, frischeres Handeln regte sie dazu an, in die alten Götter immer mehr geistige und sittliche Gedanken hineinzutragen und dadurch ihr Wesen immer menschlicher, persönlicher, individueller und manchfaltiger zu gestalten. Der ursprüngliche Sinn vieler mythologischer Bilder ging verloren, und dies gab zur Übertragung himmlischer Vorgänge auf irdische, zu Lokalisierungen aller Art Veranlassung. Tacitus nennt schon eine ganze Anzahl individueller Götter und daneben heilige Haine, welche den religiösen Mittelpunkt einiger grösserer Stämme bildeten; doch war

man noch nicht imstande, plastische Gestalten von Gott zu denken oder darzustellen. So ist nämlich der Ausspruch des Tacitus zu verstehen: „die Götter in Tempelwände einzuschliessen oder der Menschengestalt irgendwie ähnlich zu machen, das halten sie für unverträglich mit der Grösse der Himmlischen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit dem Namen der Gottheit bezeichnen sie jenes Geheimnis, das sie nur im Glauben schauen“ (C. 9).

Da die stürmischen Zeiten des Kampfes jedes andere Interesse verschlangen, traten jetzt diejenigen Gottheiten in den Vordergrund, welche einen Bezug auf die neue kriegerische Richtung der germanischen Geister hatten oder zuliessen. Aus der Schar der im Sturme umherfahrenden Seelen hob sich eine Gottheit hervor, der Sturmgott Wôdan, der ursprünglich der Führer der Deutschen bei ihrer Einwanderung in Germanien und dann Gott der Fruchtbarkeit gewesen war. Jetzt erhielt Wôdan besonders kriegerische Bedeutung; ihm vor den andern Göttern wurden Gebete und Opfer dargebracht. Nach einem zweifachen Glaubenssystem der Cäsarischen und Taciteischen Periode sind dann diese Gottheiten gemischt und in einander geschoben worden; denn die Verehrung dieser verschiedenen Gottheiten verteilte sich später folgendermassen auf die ganze Woche:

Am Anfang der Woche stehen die beiden siderischen Gottheiten: Sonne (Sunna) und Mond (Mâno); am Schlusse die beiden Schönheits- und Liebesgöttinnen Freyja und, wie es scheint, Hulda; dem Wôdan gehört der Tag in der Mitte der Woche; zu seiner Linken steht der Schwertgott Eru oder Ziu; zu seiner Rechten der hammerbewehrte Thôrr oder Thunar.

Die babylonische siebentägige Planetenwoche war über Ägypten um das 2. Jahrhundert im römischen Reiche immer allgemeiner in Anwendung gekommen. Um das 4. Jahrhundert fand sie bei den heidnischen Franken Eingang, welche die Namen der Planetengötter *(Sol, Luna, Mars, Mercurius, Iupiter, Venus)* in die Namen einheimischer Gottheiten (Sunna, Mâno, Ziu, Wôdan, Thunar, Frija) übersetzten.

Nach und nach verbreitete sich diese siebentägige Woche bei den übrigen germanischen Stämmen, und noch zur Zeit des Heidentumes nahmen die übrigen nordgermanischen Stämme dieselbe an; nur veränderten sie den Namen des Freitags, welcher bei ihnen *Friggjar dagr* (Tag der Frigg-Fria) lauten müsste, in *Freyudagr* (Tag der Freyja). An diese neu gewonnenen heiligen Tage schloss sich sehr bald im Süden und Norden der manchfachste Aberglaube und gottesdienstliche Brauch. (Mannhardt: „Die Götter der deutschen und nordischen Völker.“ Berlin. Schindler. S. 70—72.) Es ist schwer, anzugeben, wann eigentlich die siebentägige Woche nach Deutschland kam und wie die Götterfeste auf die einzelnen Wochentage verlegt wurden. Die heidnischen Römer hatten dieselbe nicht als bürgerliche Zeiteinteilung, sondern zu astrologischem Gebrauche, zum Zwecke des Aberglaubens. Auch die Germanen scheinen sie anfangs nur für religiöse Zwecke angenommen zu haben. Es finden sich zu Ehren der sieben Wochengötter Altäre zu Mainz und Frankfurt. Diese könnten mit der Annahme der Woche durch die Deutschen in Verbindung stehen. (Holtzmann-Holder, deutsche Myth. 36. Anm.)

Das landwirtschaftlich (oder bürgerlich) geordnete Jahr der Germanen war ein Mondjahr mit dreizehn Monaten. Der Monat war ein Zeitabschnitt von achtundzwanzig Tagen, mit vierzehn- und siebentägigen Gerichtsfristen. Wenn die nachfolgende Untersuchung ergiebt, dass auch alle übrigen Wochentage einen Schein feiertägiger Heiligung an sich tragen, so soll damit natürlich nicht gemeint sein, dass die altdeutsche Woche aus lauter Feiertagen bestanden habe, sondern nur, dass man bei jedem Wochentage noch die Nähe jener Gottheit, die ihm vorstand, empfand und nach ihrem Willen handelte. Es konnte jedem Gau, jeder Gemeinde überlassen bleiben, auf welchen einzelnen Tag sie ein besonderes religiöses Gewicht legen wollte. Die Nachbarn beirrte dies nicht. Auch im Kirchenkalender fallen ja oft mehrere Heilige auf einen Tag; ihr Andenken wird gleichfalls (grossenteils wenigstens) nur örtlich und im einzelnen

gefeiert, während die gesamte Christenheit keinen Feiertag begeht.

Ungleich schwieriger war die Einführung der bürgerlichen siebentägigen Woche, da mit derselben eine Veränderung der Jahreseinteilung zusammenhing. An die Stelle des aus dreizehn Monaten bestehenden Mondjahres trat das vom Nil stammende Sonnenjahr. Nach deutsch-heidnischem Glauben nämlich war das Jahr aus Monaten, und der Tag aus der Nacht geboren; darum zählte man nach Monaten und Nächten, nicht nach Tagen. Daher heute noch die Bezeichnung: „Weihnachten“, „Fastnacht“, „Walpurgisnacht“.

Nach der Einführung des Sonnenjahres aber musste man folgerichtig nach Tagen, nicht mehr nach Nächten zählen. An Stelle der heidnischen Festnächte, die übrigens am Tage gefeiert wurden, traten die Festtage der Heiligen.

Ausserdem erlitt das religiöse und bürgerliche Jahr seit der Einführung des Christentums eine durchgreifende und wesentliche Veränderung: für die weltlichen Termine des heidnischen Weihnachts-, Neujahrs- und Osterfestes wurden neutestamentliche eingesetzt. Die Namen deutscher Gerichtstage wurden in Kalenderheilige verwandelt u. s. w.

Welch ein unermesslicher Aufwand von Staatserlassen, Kirchengeboten und Polizeimandaten wäre heutzutage nötig, um das jetzt geltende Kalenderjahr staatlich abzuschaffen und ein nach allen Einzelheiten neues und anderes an dessen Stelle einzusetzen! Unser ganzes öffentliches und häusliches Leben, unsere bürgerliche Ordnung und Denkweise, die Ausübung des Kultus und Rechtes, Glaube, Sitte und Brauch des ganzen Volkes, seine Staats- und seine Landwirtschaft, alles was nach der bisherigen Ordnung bis in die Selbstverwaltung der geringsten Ortsgemeinde hineingegliedert und vorbestimmt ist, wäre zugleich gehemmt, in Frage gestellt, indirekt mit aufgehoben. In jedem Dörflein bräche ein Kalenderkrieg aus, um vieles zäher und verbissener als jener über den Gregorianischen Kalender, den Katholiken und Protestanten einst führten. Während nun bei unserer verfeinerten, verallgemeinernden Organisation des Staats-

und Gemeindewesens eine in alle Einrichtungen und Gesellschaftskreise eingreifende und wesentliche Änderung des Kalenderjahres nicht mehr möglich wäre, ist ein solcher Vorgang zu einer Zeit möglich gewesen, wo über einem barbarischen Volke keine andere Macht als Mönche und Soldaten standen. So konnte es denn geschehen, dass die mosaische Jahreseinteilung und die aus Ägypten stammende siebentägige Woche bis unter die Stämme an der Ost- und Nordsee sich verpflanzten. („Das festliche Jahr in Sitten, Gebräuchen und Festen der germanischen Völker“ von Reinsberg-Düringsfeld, Leipzig, Spamer, S. VII—XIV.) Den Franken gelang es nämlich, nach und nach die verschiedenen deutschen Stämme zu einer grossen Monarchie zu vereinigen und, nachdem auch die Sachsen durch Feuer und Schwert zum Abfalle von den vaterländischen Göttern gezwungen waren, in der Einheit des katholischen Glaubens zu erhalten. Den christlichen Missionären kam es zunächst auf die Bekehrung der herrschenden Stände an; hatten diese ihren stolzen Nacken vor dem Kreuze und ihre eigenwillige Kraft vor der allumfassenden Liebe des Erlösers gebeugt, dann gaben sie sich mit ihrem ganzen Ich der rein geistigen Religion hin und ihre vorchristlichen Vorstellungen wurden schneller vergessen. Zwar fasste man noch lange die christliche Religion im Geiste des alten Glaubens auf; Christus erschien den Neubekehrten nicht als der zur Knechtsgestalt erniedrigte, in Armut auf Erden wandelnde Gottessohn, sondern als ein himmlischer Volkskönig edelster, weil göttlicher Abkunft, der mit seiner Gefolgschaft, den Jüngern, richtend und lehrend durchs Land zog.

Anders stand es mit dem niederen Volke, denn an dieses trat der neue Glaube nur als etwas Äusserliches heran, und mehr als äusserliche Beobachtungen der kirchlichen Ceremonien konnten die Missionäre von den zu bekehrenden und den Neubekehrten anfangs kaum verlangen. Die Taufe wurde massenweise erteilt; eine gründliche Belehrung war damit nicht immer verbunden. Gut unterrichtete Priester, die in der neu bekehrten Gemeinde bleiben konnten, um sie

zu belehren und im neuen Glauben zu befestigen, waren selten.

Wie die Griechen und Römer beim Gefühle der Mangelhaftigkeit ihrer eigenen Religion fremde Götterkulte zu den schon bestehenden einheimischen einführten, so sahen auch die Germanen das Christentum nur als eine neue Religion neben der alten an.

Christus war ihnen ein neuer Gast, an den sie glauben wollten, ohne darum ihre alten Götter aufzugeben. Sie stellten den christlichen Gott in die Reihe ihrer Götzen, hielten ihn sogar anfänglich für schwächer als diese; darum nahm die niedere Masse des Volkes das Christentum an, behielt aber den alten Kultus daneben. Zwar bekämpften die christlichen Missionäre die heidnischen Götter und Gebräuche aufs äusserste, aber sie leugneten die persönliche Existenz dieser für Götter gehaltenen Wesen nicht, indem sie sie für teuflische Mächte hielten; der Teufel, sagten sie, wolle Gott gleich sein, darum suche er die Verehrung des wahren Gottes für sich in Anspruch zu nehmen und täusche die Menschen, indem er sich für einen Gott ausgebe. So sagt Bonifatius: „Die heidnischen Götter sind sämtlich teuflische Mächte.“ Teilweise hielten die Missionäre diese heidnischen Götter für Menschen, die sich um ihr Volk verdient gemacht und dann göttliche Verehrung erlangt hatten.

Andererseits war es auch von der Klugheit geboten, gegen manche heidnischen Sitten und Gebräuche, die mit der Religion verwachsen waren, schonend zu verfahren. Wir besitzen noch einen Brief Gregors des Grossen (590—604) an den Abt Mellitus, der für die Missionäre in Britannien eine Pastoralinstruktion ist, nach welcher sie bei der Bekehrung der Angelsachsen verfahren sollen. Da nach den in diesem Briefe gegebenen Verhaltungsmassregeln in aller Folgezeit auch unter den deutschen Heiden die Mission betrieben wurde, und dieser Brief für die Art der Christianisierung Deutschlands, bezw. der Verdrängung des Heidentums daselbst, von grosser Tragweite war, folgt hier eine deutsche Übersetzung desselben. Der Brief selbst steht in

lateinischer Sprache in des angelsächsischen Mönches *Baeda Venerabilis* (geboren 672, † 735) *Historiae ecclesiasticae gentis Anglorum libri V* und in den Briefen Gregors des Grossen, gesammelt in 14 Büchern.

„Nach langer Betrachtung über die Bekehrung der Engländer bin ich zu der Überzeugung gekommen, dass man die Götzenkirchen bei jenem Volke ja nicht zerstören, sondern nur die Götzenbilder darin vernichten, das Gebäude mit Weihwasser besprengen, Altäre bauen und Reliquien hineinlegen soll. Denn sind jene Kirchen gut gebaut, so muss man sie vom Götzendienste zur wahren Gottesverehrung umschaffen, damit das Volk, wenn es seine Kirchen nicht zerstören sieht, von Herzen seinen Irrglauben ablege, den wahren Gott erkennen und um so lieber an den Stätten, wo es gewöhnt war, sich versammle. Und weil die Leute bei ihren Götzenopfern viele Ochsen zu schlachten pflegen, so muss auch diese Sitte ihnen zu irgend einer christlichen Feierlichkeit umgewandelt werden. Sie sollen sich also am Tage der Kirchweihe oder am Gedächtnisstage der hl. Märtyrer, deren Reliquien in ihren Kirchen niedergelegt worden, aus Baumzweigen Hütten um die ehemaligen Götzenkirchen machen, den Festtag durch religiöse Gastmäler feiern, nicht mehr dem Teufel Tiere opfern, sondern sie zum Lobe Gottes, zur Speise schlachten, um dadurch dem Geber aller Dinge für ihre Sättigung zu danken, damit sie, indem ihnen einige äusserliche Freuden bleiben, um so geneigter zu den innerlichen Freuden (der Bekehrung) werden. Den rohen Gemütern auf einmal alles abzuschneiden ist ohne Zweifel unmöglich, und weil auch derjenige, so auf die höchste Stufe steigen will, durch Schritt und Tritt, nicht aber durch Sprünge in die Höhe kommt. . . .“

In ähnlichem Sinne schrieb Gregor an die Bischöfe von Arles und Marseille, die die Juden zur Taufe zwangen und so ein gutes Werk gethan zu haben wähnten: „Was man mit Gewalt erzwingt, gilt nach Kirchen- und Staatsgesetzen für ungiltig.“ „Wer zur Taufe nicht durch die Süssigkeit der Predigt, sondern durch Zwang gelangt, kehrt

leicht wieder zum alten Unglauben zurück und fällt gerade von da in um so schlimmeren Tod, von wo er wiedergeboren zu sein schien.“ (Ebendaselbst.) Bischof Daniel von Winchester ermahnte noch den Bonifatius, erst langsam von der Bekämpfung des heidnischen Aberglaubens zur Anknüpfung christlicher Sätze überzugehen und anfangs den Göttergenealogien nicht zu widersprechen, um daraus zu beweisen, dass die Götter durch geschlechtliche Zeugung entstanden sind. Daraus folge dann ihr zeitlicher Ursprung, weil sie doch nicht früher waren, als sie wurden und folge weiter, dass man in ihnen nicht Götter, sondern Menschen zu erblicken habe. (Bei Mannhardt: „Die Götter der deutschen und nordischen Völker.“ Berlin, Schindler. S. 76.)

Es ist begreiflich, dass bei diesem Verfahren von Seiten der Geistlichkeit viele heidnische Vorstellungen teuflischer Mächte sich erhalten konnten. Die christliche Religion forderte von ihren Bekennern vor allem die Anerkennung der christlichen Grundwahrheiten; daneben konnte dann vielfach unmittelbar die mit den Göttergestalten des Heidentums und mit manchfachen Gebräuchen des täglichen Lebens eng verbundene bildliche Naturanschauung des Landmanns als ein ganz indifferentes, abgesondertes Gebiet fortleben, ohne dass ein Widerspruch mit dem christlichen Dogma merklich hervortrat. So ist es erklärlich, dass in den Sagen und Sitten des Landvolkes, in manchen Kindermärchen und Kinderliedern u. dgl. sich Reste der alten heidnischen Religion unserer Väter bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben. Freilich haben diese Überreste manche zeitliche und örtliche Veränderung und Abschwächung erleiden müssen. Trotzdem ist noch eine reiche Fülle davon auf uns gekommen, die indes die Wenigsten beachten. Von den sieben deutschen Götternamen, die den Wochentagen den Namen gegeben hatten, sind noch fünf in unserer Benennungsweise am Leben geblieben. Als man den heidnischen Götzendienst abschaffen wollte, sollte auch die aus dem heidnischen Götterkulte übliche Benennung der Wochentage wegfallen. Die römische Kirche verfuhr dabei folgendermassen:

Der Sonntag heisst „*Dies Dominica*“ „Tag des Herrn“.

Die einzelnen Wochentage haben keine besondere Benennung, sondern werden darnach vom Sonntage an so gezählt, dass

Montag	*Feria*	*secunda*	—	der	zweite	Tag,
Dienstag	„	*tertia*	—	„	dritte	„
Mittwoch	„	*quarta*	—	„	vierte	„
Donnerstag	„	*quinta*	—	„	fünfte	„
Freitag	„	*sexta*	—	„	sechste	„

Samstag „ *sabbatum* heisst, aber nicht *Feria septima,* der siebente Tag, sondern nach dem Hebräischen benannt wird.

An die Stelle der heidnischen Götter trat in der römischen Kirche die Verehrung Gottes und der Heiligen; es feiert die Kirche am Sonntage die Auferstehung Jesu und die Sendung des hl. Geistes; der Montag ist der allerh. Dreifaltigkeit und dem Andenken an die Verstorbenen gewidmet; der Dienstag gehört den hl. Engeln, der Mittwoch den hl. Aposteln; der Donnerstag ist die Feier der Einsetzung des hl. Abendmahles und des blutigen Angstschweisses Jesu am Ölberge; der Freitag ist der Gedächtnistag des Leidens und Todes Jesu; der Samstag ist dem Andenken und der Verehrung der „allerseligsten Jungfrau Maria“ geweiht. Auch die Griechen haben ähnliches. Der Sonntag ist bei ihnen ebenfalls der Gedächtnistag der Auferstehung des Herrn; am Montag verehren sie die hl. Engel, Dienstag den hl. Johannes den Täufer, am Mittwoch die „seligste Jungfrau Maria“, am Donnerstag die hl. Apostel, am Freitag das Leiden Christi; der Samstag aber ist dem besonderen Andenken der Verstorbenen gewidmet.

Kap. 1. Die Wochentage.

Historische Erklärung der siebentägigen Woche.

Die Einteilung der Zeit nach Wochen ging von der Beobachtung des Mondwechsels aus. Die Beobachtung der Regelmässigkeit des Mondumlaufs führte auf eine grössere Zeiteinheit; diese teilte man in zwei und endlich in vier Einheiten von je sieben Tagen ein. Die verschiedensten Völker kamen daher unabhängig von einander auf die Wocheneinteilung: die Chinesen, Ägypter und Peruaner. Eine besondere Rolle spielt die Woche bei den Hebräern, bei denen sie mit einem geheiligten Tage abschliesst und das Nachbild der Schöpfung ist.

Moses führt (I. 29, 27) die Wochenzählung auf die Patriarchenzeit zurück. Die Zählung der Wochentage ging dann von den Juden auf die Christen über, nur mit dem Unterschiede, dass im Christentume nicht mehr der siebente, sondern der erste Tag Feiertag wurde. Durch den Einfluss des Christentums wurde die siebentägige Woche auch bei den Griechen und Römern herrschend. Die Griechen hatten vorher nach Dekaden (Tagzehnten) gezählt. Das griechische *ἑβδομάς* d. i. ein Siebent, für Woche, kam erst in nachchristlicher Zeit als Übersetzung des hebräischen Wortes *schabuah* שְׁבוּעָה auf. Die Römer hatten etwas Entsprechendes in dem sogenannten *nundinum* (aus *novendinum*), *internundinum,* dem Zeitraum zwischen zwei Märkten, die jedesmal am neunten Tage stattfanden, so dass ein *nundinum* eine neuntägige Woche umschloss. Diese Rechnung wurde erst von Constantin dem Grossen offiziell aufgehoben. Dass aber bei den Römern die siebentägige Woche schon frühzeitig Eingang fand, zum Teil wohl durch jüdischen Einfluss, lehrt die Bezeichnung der Wochentage nach den Planeten (einschliesslich Sonne und Mond). Die römischen Wochentage hiessen nämlich:

Dies Solis
„ *Lunae*
„ *Martis*
„ *Mercurii*
„ *Iovis*
„ *Veneris*
„ *Saturni.*

Diese Bezeichnung wurde im I. und II. christlichen Jahrhundert herrschend, so dass trotz des heidnischen Beigeschmackes auch die abendländischen Christen sich ihr nicht entziehen konnten. Nur bei wenigen Tagen ist es der Kirche gelungen, die heidnischen Namen zu verdrängen; die germanischen Völker ersetzten bei der Benennung der einzelnen Wochentage die fremden Götter durch die einheimischen.

Etymologische Erklärung der Namen der Wochentage.

Sonntag.

Die römische Kirche nennt diesen Tag *Dominica* (sc. *dies).* Davon stammen die Benennungen des Sonntags in allen romanischen Sprachen: *domenica* ital.; *domingo* span. und portug.; *dimanche* französ. Keine romanische Sprache kennt die Ableitung von „*Dies solis*“; „*Sic enim barbaries vocitare diem dominicum consueta est.*“ „Denn so (d. h. Sonntag) pflegt das Heidentum den Tag des Herrn zu nennen,“ sagt Gregor, Bischof von Tours (geb. 538 oder 539, † 594) *Historia Francorum III. 15.* Dagegen benennen alle germanischen Sprachen diesen Tag nach dem lateinischen „*Dies solis*“, d. h. nach dem dem Sonnengotte geheiligten Tag: althochdeutsch: *sunnûn tag;* mittelhochdeutsch: *suntac;* angelsächsisch: *sunnandäg;* altfriesisch: *sunnandei;* altnordisch: *sunnudagr;* deutsch: Sonntag; englisch: *sunday;* schwedisch, dänisch: *söndag;* holländisch und vlämisch: *zondag.*

Alle romanischen Völker folgten sonach bei der Benennung des ersten Wochentages der kirchlichen Bezeichnung, während die germanischen den altheidnischen Namen beibehielten.

Montag.

Lunedi italienisch; *lundi* französisch; *lúnes* spanisch; *segunda feira* portugiesisch — ganz der kirchliche Ausdruck „*feria secunda*“ „der zweite“ Tag. Während bei der Benennung des ersten Wochentages alle romanischen Völker die kirchliche Bezeichnung beibehalten haben, behalten beim zweiten Wochentage alle bis auf die Portugiesen den altheidnischen Namen. Ebenso behalten alle germanischen Völker den heidnischen Namen bei. *Mânetag* althochdeutsch; *mântac* und *mæntac* mittelhochdeutch; *mônandag* angelsächsisch; *mânadagr* altnordisch; *måndag* schwedisch; *mandag* dänisch; *maandag* holländisch,vlämisch; *monday* englisch.

Dienstag.

Martedì italienisch; *mardi* französisch; *mártes* spanisch; *terça feira* portugiesisch — wieder der kirchliche Ausdruck „*feria tertia*“ — der „dritte Tag“; *ziestag* althochdeutsch; *zîstac* mittelhochdeutsch; *tŷsdagr* altnordisch; *tiesdi* und *tisdei* altfriesisch; *tivesdäg* angelsächsisch; *tuesday* englisch; im 13. Jahrhundert findet sich die Bezeichnung *Dingstag,* d. h. Abgabetag, Gerichtstag, welcher Name ins Neuhochdeutsche durch volkstümliche Umdeutung übergegangen ist. Im Schwäbischen und Alemannischen (bei Hebel) kommt noch heute der ursprüngliche Name *Zistag* vor. *Tisdag* schwedisch; *tirsdag* dänisch; *dingsdag* holländisch; *dinsdag* vlämisch. Der Gott *Zio* oder *Ziu,* dem der 3. Wochentag seinen Namen verdankt, heisst auch *Eor* oder *Ear, Er.* Seit dem 13. Jahrhundert heisst sein Tag im Volksdialekte in Oberbayern, Österreich und Tyrol Erichtag oder Erchtag.

Mittwoch.

Mercoledì (mercordì) italienisch, statt dessen sagt man auch in italienischen Mundarten *mezzèdima media hebdomas,* Mittwoche; auch im Churwälschen heisst *maz-eamda* Mittwoch. Man gab den Götternamen auf wie im Deutschen. *Mercredi* französisch; *miércoles* spanisch; *quarta feira* portugiesisch.

Der Name „Mittwoch“ kommt vor dem 10. Jahrhundert nicht vor. Er heisst im Westfälischen *Gundag* (aus *Godenstag, Gonstag*), *Vôdenes* oder *Vôdnes dag* altsächsisch; *Ôdhinsdagr* altnordisch; *onsdag* schwedisch und dänisch; *woensdag* holländisch und vlämisch; *wednesday* englisch; *mittwocha* althochdeutsch; *mittwoche* mittelhochdeutsch. Ursprünglich heisst also dieser Tag *Wuotanes dac,* Tag des *Wôdan.* Warum statt dessen die abstrakte Benennung Mittwoch dafür aufgekommen ist, werden wir später sehen.

Donnerstag.

Giovedì italienisch; *jeudi* französisch; *juéves* spanisch; *quinta feira* portugiesisch; *toniris-tag* althochdeutsch; *donrestac* mittelhochdeutsch; *thunresdäg* angelsächsisch; *thôrsdagr* altnordisch; *thursday* englisch; *torsdag* schwedisch und dänisch; *donderdag* holländisch und vlämisch; dieser Tag war dem altgermanischen Gotte (althochdeutsch *Donar,* altnordisch *Thôrr*) geheiligt. In Oberbayern, Österreich und Tyrol kommt auch im Volksausdruck der Name Pfinste (Pinste), vom griechischen ἡ πέμπτη, vor, wovon später die Rede sein wird.

Freitag.

Venerdì italienisch; *vendredi* französisch; *viérnes* spanisch; *sexta feira* portugiesisch (der kirchliche Name: *„feria sexta“*). Eigentümlich ist der sardische Ausdruck *chenábura, chenáura, cenabara,* von *cena pura,* weil man an diesem Tage nur magere Speisen geniesst. *Frîatac* althochdeutsch; *friadagr* altnordisch; *frigedäg* angelsächsisch; *friday* englisch; *fredag* schwedisch und dänisch; *vrydag* niederländisch.

Dieser Tag war nach Grimm (Mythol. 278 ff.) und Weigand (deutsch. Wörterbuch I. 568) der Göttin Fria, der Gemahlin Wôdans, der Vorsteherin der Ehen, geheiligt, nicht, wie man früher annahm, der altnordischen Freyia, althochdeutsch Frouwa, der Göttin der Liebe und der Fruchtbarkeit; sonst müsste dieser Tag im Althochdeutschen nicht Friatag, sondern *Frouwûntac* heissen. Holtzmann weist aber (a. a. O. S. 130—131) nach, dass beide Namen verwechselt

wurden und der Name Freitag von *Fria* oder *Frigg,* der Göttin der Liebe, abzuleiten ist.

Samstag.

Sabbato italienisch; *samedi* französisch; *sábado* spanisch und portugiesisch; *Sambaztag* althochdeutsch; *sameztac, samistac, samztac* mittelhochdeutsch, ist zunächst aus dem lateinischen *sabbatum* gebildet.

Ursprünglich war dieses Wort hebräisch; denn die Kirche hat den alttestamentlichen Ausdruck: שַׁבְּתַי Schabthaï (Levit. 23 und Exod. 21) beibehalten. *Dies sabbati* bezeichnet darum sowohl den Tag der Ruhe, als auch den angeblich unbeweglichen Planeten *Saturnus.* Aus diesem biblischen Sabbathsnamen ist der kirchliche Name *dies sabbati* und der römisch-heidnische *dies Saturni* entstanden. Von letzterem stammen als Bezeichnung des letzten Wochentages: *satersdag* westfälisch; *saturday* englisch (*sâteresdag* angelsächsisch); *zaturdag* oder *saturdag, zaterdag* niederländisch. Abweichend von beiden Benennungsarten (nach *sabbatum* oder *Saturnus*) ist *laugadagr* oder *thwattdagr* altnordisch und heisst nach Weinhold (Altnordisches Leben, Berlin, Weidmann, S. 347) „Badetag“ oder „Waschtag“, vom altnordischen *lauga* = baden, waschen, *laug* = warmes Bad, daher unser Wort Lauge, und von *thwatt,* unser alemannisches Wort *Zwehl,* englisch *towel* = Handtuch, nach Rochholz aber („Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit“ II. 20 ff.) heisst *laugadagr* der Endiger, der Beschliesser der Woche, von *lukan,* altnordisch (dänisch *lukke*) schliessen. Vom altnordischen *laugadagr* kommt das schwedische *lördag* und das dänische *lóverdag.*

Letztere Erklärung, Wochenbeendiger, ist die einfachste, weil natürlichste; doch lässt sich die andere auch rechtfertigen. Gleichwie heute noch in Russland jedes Haus ein Badegemach enthält, so baute sich auch der Nordländer eine *badotofa* in seinem Hof. Sie war entweder eine gewöhnliche Stube mit einer Badewanne *(kalaug),* oder ein steinernes Gebäude mit gemauertem Becken, in welches von oben durch eine Luke *(gluggr)* heisses Wasser hineingegossen wurde.

Rings herum in dem Becken lief eine Bank, auf welcher die Badenden sassen. Der gewöhnliche oder regelmässige Badetag wäre also Samstag gewesen. Im Norden Deutschlands sagt man nicht Samstag, sondern „Sonnabend". Die Alten rechneten nicht nach Tagen, sondern nach Nächten; Sonnabend heisst also der Abend vor Sonntag, bedeutet aber „Tag vor Sonntag".

Aus der bisherigen Zusammenstellung der verschiedenartigen Benennung der Wochentage im Abendlande haben wir gesehen, dass es der Kirche hier nicht gelungen ist, sämtliche heidnische Namen zu verdrängen.

Vergleichen wir damit die Wochentagsnamen der Griechen, Russen und Polen, so finden wir hierin einen merkwürdigen Unterschied dem Abendlande gegenüber.

Die Wochentage der Griechen sind so benannt:

Sonntag: „ἡ κυριακή (sc. ἡμέρα τῆς ἑβδομάδος") „der Tag des Herrn".

Montag: „ἡ δευτέρα (sc. ἡμέρα)" „der zweite (Tag der Woche)".

Dienstag: „ἡ τρίτη" „der dritte".

Mittwoch: „ἡ τετάρτη" „der vierte".

Donnerstag: „ἡ πέμπτη" „der fünfte".

Freitag: „ἡ παρασκευή" „der Rüsttag", eine ursprünglich alttestamentliche Bezeichnung, weil an diesem Tage die Zurüstungen für die Sabbathfeier gemacht wurden.

Samstag: „σάββατον" „Sabbath".

Die Wochentage der Russen heissen:

Sonntag: **Воскресенье** *(woskresenje)* Auferstehung.

Montag: **Понедѣльникъ** *(ponedelnik)* Nach der Woche erster Werktag.

Dienstag **Вторникъ** *(wtornik)* Zweiter Tag.

Mittwoch: **Среда** *(sreda)* Mitte.

Donnerstag: **Четвергъ** *(tschetwerk)* Vierter.

Freitag: **Пятница** *(pjatniza)* Fünfter.

Samstag: **Суббота** *(subbota)* Sabbath.

Die Wochentage in der polnischen Sprache heissen:

Sonntag *niedziela* Ausruhe.

Montag *poniedziałek* Erster Werktag der Woche.

Dienstag *wtorek* Zweiter Tag.
Mittwoch *'sroda* Mitte der Woche.
Donnerstag *czwartek* Vierter Tag.
Freitag *piątek (Piontek)* Fünfter Tag.
Samstag *sobota* Sabbath.

Im Morgenlande also sind alle heidnischen Namen aus der Woche verschwunden, im Abendlande nur in Portugal. Der Sonntag hat in Italien, Frankreich und Spanien, der Mittwoch in Deutschland, der Samstag in Italien, Frankreich und Spanien seine heidnische Benennung verloren, alle anderen Tage behielten sie. Zwar eiferten die christlichen Missionäre sehr gegen diese heidnischen Wochentagsnamen; der Bischof Iôn Ögmundsson in Holum auf Island (1107) suchte die Namen des 3., 4., 5. und 6. Tages durch Zahlworte zu ersetzen, und nicht ohne Erfolg. Der Sonntag hiess altnordisch *sunnudagr* (Tag der Sonne) und *drottinsdagr* (Tag des Herrn); der Montag *mânadagr* (Tag des Mondes) und *annardagr* (zweiter Tag); der Dienstag *tŷsdagr* (Tag des *Tŷr* = *Zio*) und *thridhidagr* (dritter Tag); der Mittwoch *Ôdhinsdagr* (Tag des *Ôdhinn*) und *Midhvikudagr* (Mittwoche); der Donnerstag *Thôrsdagr* (Tag des *Thôrr*) und *fimmtidagr* (der fünfte Tag); der Freitag *Frjádagr* (Tag der *Frjá*) und *föstudagr* (Fasttag — vergleiche die sardische Benennung —); für Samstag *laugadagr* (Badetag) oder *thwâttdagr* (Waschtag) bedurfte es keines kirchlichen Namens. Alle diese kirchlichen Bezeichnungen sind im Norden weggefallen, und die heidnischen sind bis auf einige norwegische Landschaften geblieben, namentlich in Bergen heisst Mittwoch ausser *Onsdag* auch *Mekedag,* im norwegischen Oberlande *Mykedag* oder *Mökedag.* (Altnordisches Leben von Weinhold. Berlin, Weidmann 1856, Seite 374).

In Deutschland hat sich die Praxis der Kirche, die heidnischen Namen zu verdrängen, nur für den Mittwoch und Samstag behaupten können. Für den Donnerstag hat sich, wie bereits erwähnt, der Numeralname „Pfinztag“ und „Pinztag“ in Altbayern, Oberösterreich und Tyrol erhalten. Dieser Name kommt von dem griechischen

Zahlwörtern [illegible], wie Pfingsten von [illegible], der fünfte Tag. Das sind aber nur vereinzelte Ausnahmen. Im ganzen darf [illegible] sind die Benennungen der Wochentage nach den alten einheimischen Gottheiten mit wenigen Ausnahmen beibehalten worden.

Mythologische Erklärung der Namen der Wochentage.

Wie in der Benennung der Wochentage, hat sich im Aberglauben des Volkes, in Sagen und Gebräuchen vieles von der Verehrung der erwähnten Gottheiten erhalten. Gehen wir der Reihe nach die Namen der Wochentage noch einmal durch, um die auf uns gekommenen Reminiscenzen der heidnischen Gottheiten an dieselben zu knüpfen.

Sonntag.

Dieser Tag war dem Gotte Wôdan oder Ôdhin geweiht. In dem der Sonne geweihten Tempel war ein Götzenbild, welches das Bildnis eines auf einem Pfeiler sitzenden Menschen mit umstrahltem Haupte vorstellte: mit ausgestreckten Armen hielt es ein Rad vor der Brust, den Umlauf der Sonne um die Erde andeutend. Auch wird dem Wôdan ein breiter Hut, ein weiter blauer Mantel und ein Schimmel als Attribut beigegeben. Wôdan ist der Windgott. Er ist der Fürst der Götter, er löste sich von dem Weltbaume durch eigene Kraft und war die ordnende Weltmacht. Der die Naturkräfte regierende Weltgeist ist der Gott des Geistes, und weil der Geist Licht schafft, ist er auch der Gott der Sonne. Nach der jüngern Edda ist er als Führer des deutschen Volkes aus Asien nach Russland eingewandert, von dort nach Sachsen (Deutschland). Hier verteilt er die Reiche an seine Söhne und wählt seinen Wohnsitz auf der Insel Fühnen und später in Schweden. Hengist sagt: „Unter der Führung des Wôden sind wir nach England gekommen.“ Darum ist er der grosse Reisende; er verleiht den Seefahrern Wind; ihm gehört besonders der Geldgewinn an; von ihm kommt der Reichtum;

er ist der Beschützer der Kaufleute; wer viele Schätze sammelt, dient dem Ôdhin zum Wohlgefallen. Als Gott des Geistes, besonders des Mutes, verleiht er auch den Sieg *(Tacit. Annales XIII. 57: „Victores [Hermunduri] diversam aciem Marti et Mercurio sacravere.")* und wird darum einigemale mit dem *Mars* verglichen; er ist bei den Kriegführenden zugegen *(Tacit. Germ. 7: „Deo iubente quem adesse bellantibus credunt.")*. Er schuf Himmel, Erde und Luft, und was darin ist; er schuf den Menschen und gab ihm den Geist, der Leben habe und nie vergehe, wenn auch der Leib in der Erde verfault und zu Asche verbrannt wird. 9 (p. 54). Er ist der Vater aller Menschen und Götter und alles dessen, was er durch seine Kraft hervorgebracht hat. 20 (p. 82). Ôdhin ist der vornehmste und älteste der Asen. Er verwaltet alle Dinge, und obwohl auch andere Götter Macht haben, so dienen ihm doch alle wie Kinder ihrem Vater. Insbesondere geht von ihm die Dichtkunst aus; er verleiht Weisheit, Beredsamkeit, Dichtkunst und Heilkunde. Er ist auch der Gott der Jagd und der Drachenkämpfer; seine Eigenschaften sind: Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwart; er ist besonders der Zauberer, der Todesgott und hat als solcher ein Horn, mit dem er die Zeit des jüngsten Tages ankündiget (Aus diesem Grunde haben in Deutschland die Nachtwächter ein Horn, Simrock 231). Auf Wôdans Schultern sitzen zwei Raben, *Hugin* — Gedanke und *Munir* — Erinnerung vorstellend. Diese Raben sendet er jeden Tag aus, um die Zeit zu erforschen; wenn sie zurückkommen, flüstern sie ihm die Kunde ins Ohr. Ihm zu Füssen ruhen zwei Wölfe, seine Jagdhunde. Er reitet durch die Luft auf einem Schimmel; sein Haupt ist bedeckt mit einem grossen Hute (den Wolken) und er hüllt sich in einen weiten Mantel (das blaue Himmelsgewölbe). Sein Kriegsgefolge, das wütende oder wilde Heer ist deutlich vernehmbar, wenn ein Krieg bevorsteht. Vor den Befreiungskriegen und vor dem letzten deutsch-französischen Kriege will man an Erscheinungen des Himmels die kriegerischen Vorzeichen beobachtet haben. Die in der Schlacht Gefallenen werden in

den Saal Wôdans getragen, und hier kredenzen ihnen die herrlichen Walkyren Speis und Trank, und nach dem fröhlichen Mahle streiten sie in den Hallen und ziehen mit dem Gotte zur Jagd aus. Da tönt es in den Lüften mit Jagdruf, Hörnerklang und Hundegebell. An der Spitze reitet Wôdan auf seinem weissen Rosse (Die Burgen, Klöster und Kapellen Badens von O. Schönhuth S. 218. Badisches Sagenbuch von Aug. Schnetzler II. 384. 385).

Noch heute lebt Ôdhin im Glauben des Volkes fort als das wilde (auch das wütende, d. h. Wôdans-) Heer, das besonders in den heiligen Nächten der Zwölften (d. i. von Weihnachten bis Dreikönig) durch die Lüfte braust und als wilder Jäger, dessen Hunde man um dieselbe Zeit in den Lüften bellen hört.

Wie in der Wôdansmythe ist auch in der christlichen Mythe der Rabe der göttliche Bote und Begleiter der Heiligen. In dem altdeutschen Gedichte vom hl. Oswald, König in England (617—642), kommt ein Rabe vor, der dem Heiligen einen Brief bringt (Pius Zingerle, Die Oswaldslegende und ihre Beziehung zur deutschen Mythologie. Stuttgart 1866. Scheitlin.).

Ein Rabe mit einem Ring im Schnabel ist Attribut der hl. Ida, weil ein Rabe ihr den Trauring entwendet hatte, und ihr Gatte sich einbildete, sie habe ihn einem Liebhaber gegeben, weshalb er sie in einen Abgrund stürzte.

Meinrad, ein Graf im Saulgau (aus dem Geschlechte der Zollern), entsagte der Welt und begab sich als Einsiedler in den „finstern Wald“ im nachmaligen Kanton Schwyz. Einst fand er ein Nest von jungen Raben, schonte und pflegte sie. Als nun einige Zeit nachher ihn Räuber ermordeten, flogen jene Raben über ihm, und er rief sie zu Zeugen an. Diese folgten den Mördern nach und liessen nimmer von ihnen mit Hauen und Kratzen. Das umwohnende Landvolk, das die Raben des Heiligen wohl kannte, und die Bösewichte mit verstörtem Gesicht der Raben sich erwehren sah, hielt jene fest und bestrafte den Mord, 23. Januar. (Ein altes Lied darauf in des Knaben Wunderhorn

III. 170. Die Legende ausführlich in *Murer, Helvetia sancta p. 123.*) Über dem Grabe des Heiligen wurde das berühmte Kloster Einsiedeln erbaut (Menzel, christl. Symbolik II. 255).

Um den Kult der heidnischen Götter zu verdrängen, führten nämlich die christlichen Missionäre an verschiedenen Orten die Verehrung verschiedener Heiligen ein, namentlich solcher Heiligen, die zu der betreffenden Gegend in der Volkssage eine besondere Beziehung hatten; daher trat an die Stelle Wôdans in England der hl. Oswald, bei uns die hl. Ida, der hl. Meinrad, der hl. Martin, der hl. Johannes der Täufer, der hl. Johannes Evangelist, der hl. Erzengel Michaël u. a. m. (Im Kapitel über die christlichen Feste wird davon ausführlicher die Rede sein.)

Um der heidnischen Anschauung entgegen zu treten, ist aus dem Raben, abergläubiger Weise ein Unglücksvogel, mitunter auch das Bild des Teufels geworden. Dasselbe gilt von der Krähe und von der Eule, die dem Wôdan heilig waren; diese Vögel sind Todesboten; dagegen ist die Gans, ebenfalls ein Lieblingsvogel Wôdans, ganz in die christliche Sage und Legende vom hl. Martin übergegangen. Auch der Hahn war ein Lieblingstier Wôdans. Wenn er in ein Haus hineinkräht, verkündet er einen Todesfall oder eine Hochzeit; kräht er vor den Fenstern, dann kommt Besuch; wenn er im Hofe kräht und dreimal mit den Flügeln schlägt, verkündet er Feuersbrunst. Nach der Mythe verwandelt sich Wôdan in einen Adler (Symbol seiner Herrschaft in der Luft und dem unsichtbaren Reiche in der Welt). Vom Adler, dem Wappen des deutschen Reiches, wird weiter unten die Rede sein, wo der Kult des hl. Erzengels Michaël besprochen wird.

Als Gott der Sonne besitzt Wôdan nur ein Auge; sein anderes Auge, den Mond, hat er für einen Trunk urweltlicher Weisheit an dem Brunnen des Riesen Mimir verpfändet. Wie die Riesen nämlich das älteste Geschlecht sind, so befinden sie sich auch im Besitze uranfänglicher Weisheit. — Einst kam Wôdan zu Mimir und verlangte einen Trunk aus dem Brunnen; er erhielt ihn aber nicht eher,

als bis er ein Auge zum Pfande setzte. Ein sehr sinniger Mythus.

Die Germanen pflegten bei der Sonne zu schwören; denn ihr, dem Auge Gottes, kann nichts verborgen bleiben; daher sagen wir heute noch: „Die Sonne bringt es an den Tag.“ „Nichts ist so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen.“ Nach dem germanischen und auch nach dem heute noch bestehenden Glauben sind die Sonntagskinder (d. h. die am Sonntag geborenen Kinder) Glückskinder. Sie besitzen die Gabe des Scharfsinnes, der Weissagung und des Heilvermögens. Sonntagskinder und Frohnfastenkinder können Geister sehen und erlösen. Sonntagsentheiligung war ganz besonders mit bösen Folgen bedroht; darum wurde am Sonntage manches Geschäft als unglückbringend unterlassen. So durfte man am Sonntage nicht einmal die Fingernägel schneiden (die Sage vom Mann im Mond in Hebels „Alemannischen Gedichten“ ist germanischen Ursprungs. Die Germanen scheuten sich, den Sonntag zu entheiligen, bevor sie etwas von dem jüdischen Sabbathschänder wussten). Die Sonne begrüsste man des Morgens und Abends durch Hauptentblössung; die Sitte des englischen Grussläutens und des gleichnamigen Gebetes ist aber nicht aus dieser angegebenen heidnischen Sitte entstanden, sondern ist christlichen Ursprungs. (Es stammt aus der Zeit der Kreuzzüge, wo man täglich für die Kreuzfahrer gemeinsam betete und dazu mit einer Glocke das Zeichen gab. Anfangs geschah das nach Anordnung des Konzils zu Clermont [1095] täglich nur einmal und zwar abends; seit 1368 wurde dieses auf einer französischen Synode auch für den Morgen — bei Sonnenaufgang — und seit dem 15. und 16. Jahrhundert auch für den Mittag nach päbstlicher Gutheissung angeordnet.)

Montag.

Der Montag ist des Sonntags Bruder. Wie beide Augen ein Augenlicht haben, sind Sonntag und Montag so vereinigt, dass beide nebeneinander stehen und bald Brüder,

bald Eheleute heissen. Der Mond wurde als Frauenzimmer in schwärmerischer Kleidung, auf einem Fussgestelle stehend, abgebildet. Das helle Auge Wôdans, die Sonne, leuchtet am Tage, das geblendete (bezw. verpfändete) in der Nacht. Wie der Tag aus der Nacht geboren wird und beide in einander übergehen, so hängt auch die Verehrung der Sonnen- und der Mondgottheit enge zusammen. Man feierte darum in feiertägiger Ruhe am Montag den Sonntag nach oder mit. Der Montag war zwar kein gebotener Ruhetag, aber immerhin ein halber Feiertag.

Wôdans alle Seelen umfassender Leibmantel ist blau, ein Symbol des blauen Himmelszelts. In der halbfestlichen Nachfeier des Sonntags trug man darum Wôdans Lieblingsfarbe. „Blauen Montag machen“ hiess deshalb nicht, wie heute, diesen Tag in müssiger Schwelgerei zubringen, sondern in religiöser Stimmung und blauer Kleidung am Montag den Sonntag halbfeierlich begehen. Zuweilen wird der „blaue Montag“ vom Montag nach dem ersten Fastensonntag abgeleitet, der blau geheissen habe, weil man da in der Kirche die blaue Farbe gebraucht habe; von diesem seien dann alle Montage blau genannt worden. Wenn man nur den Kirchenkalender ansieht, so findet man, dass nicht am Montag nach dem ersten Fastensonntag, sondern schon am Sonntag Septuagesimae, also vierzehn Tage vor dem ersten Fastensonntag, die blaue (resp. violette) Farbe als Symbol der Busse, zuerst in der Kirche zum Vorschein kommt. Überdies ist nicht einzusehen, wie von dem einen Montag das Prädikat „blau“ auf alle übergegangen sein soll.

Dienstag.

Nach der Sonne und dem Monde wird am dritten Tage der im Himmel wohnende Lichtgott Ziu verehrt (gotisch *Tius,* d. h. leuchtend, griechisch *Ζεύς,* Genet. *Διός,* lateinisch *Diespiter.*) Ziu ist der Gott des blitzenden Schwertes und darum des Krieges; dieser Gott wurde unter dem Bilde eines ehrwürdigen Alten mit einem langen, weissen Barte vorgestellt, mit einem Eberfelle um die Schultern und einem

Scepter in der rechten Hand. Als Kriegsgott ist er auch der Gott der Gerechtigkeit. Am Dienstag wurden darum die Gerichtstage gehalten, (im Bezirksamt Achern in Baden ist dieser Tag noch der übliche Gerichtstag. Das mag aber auch seinen Grund darin haben, dass dort an diesem Tage Wochenmarkt ist.)

Im Alemannischen und Schwäbischen hat sich der Name Ziu am reichsten in dem Worte „Zistag, Zischtig“ erhalten.

Mittwoch.

Dieser Tag hiess ursprünglich *Wuotanes tac* (angelsächsisch *Vôdenesdäg,* englisch *Wednesday.*) Wôdan wurde dargestellt als glänzend gerüsteter Krieger mit einem breiten, sich schlängelnden Schwerte in der rechten und einem Schilde in der linken Hand. Weil dieser Tag als Wôdanstag ein Glückstag im germanischen Heidentum war, glaubt man von ihm im Christentum das Gegenteil; er gilt beim Volke für einen Unglückstag; am Mittwoch ist Christus von Judas verraten worden. Dass dem Wôdan zwei Tage geweiht waren, der Sonntag und der Mittwoch, mag daher kommen, dass das Göttersystem der Cäsarischen und das der Taciteischen Periode in einander verschoben wurde.

Donnerstag.

Während Wôdan in sausendem Sturme auf weissem Wolkenrosse reitet, fährt sein Sohn Thôrr oder Thunar auf einem Wagen durch die Wolken, den zwei Böcke ziehen, *Tanngniôstr,* der Zahnknisterer und *Tanngrisnir,* der Zahnknirscher. Dargestellt wurde Thôrr sitzend auf einem prächtigen Throne, auf dem Haupte eine goldene Krone mit 12 flimmernden Sternen, in der rechten Hand ein königliches Scepter. Thôrrs Beruf ist, die Erde zu schützen und ihr Fruchtbarkeit zu verleihen. Er ist der Erretter des menschlichen Geschlechts und nimmt die Seelen derjenigen auf, die an Krankheiten sterben, während die im Kriege Gefallenen oder an Wunden Gestorbenen zu Wôdan gehen. Thôrr hat Einfluss auf das Gedeihen der Feldfrüchte; man

opferte ihm bei Hungersnot und ansteckenden Krankheiten. Thôrr allein hat die Midhgardhschlange besiegt und ins Meer geworfen; wenn sie bei der Götterdämmerung wiederkommen wird, wird er mit ihr kämpfen und sie töten, an ihrem Gifte aber sterben. Nach der christlichen Legende wird der Erzengel Michaël am Ende der Welt mit dem Teufel kämpfen und ihm, wenn er vom Ölberge aus zum Himmel fahren will, den Kopf zertreten. Wahrscheinlich ist daher der Erzengel Michaël nicht nur an die Stelle Wôdans, sondern auch an die Stelle Thôrrs getreten, indem an den Orten, wo der Thôrkult am meisten verbreitet war, der Michaëlskult als Ersatz eingeführt wurde. Weil Thôrr der Besieger des Winters ist, hat man in der Übergangszeit des Winters in das Frühjahr Brote in der Form eines springenden Bockes gebacken. Wenn man später die Form des Bockes in die eines Sternes oder Kreuzes u. dergl. verwandelt hat, so hat sich der Name „Springerle“ erhalten. Weil Thôrr der Gott des Donners, Blitzes und Hagels ist, soll die auf den Bock des Thôrr bezügliche in Alemannien übliche volkstümliche Ausdrucksweise „Gizelbohnen“ für Hagelschlossen daher ihren Ursprung haben. Wenn es schlosst, lassen nämlich Thôrrs Böcke ihre Bohnen vom Himmel herabfallen. Ein Bock des Thôrr hinkt. Wenn der Teufel mit Bocksfüssen abgebildet wird, so ist dieses Bild vielleicht nur aus dem Bocksfuss der Satyrn entstanden, um mit dem Bilde des üppigsten und unzüchtigsten Tieres das Tierische im Menschen, den Teufel der Unzucht, zu versinnbilden. Dass aber der Teufel in der That (wegen seines Falles vom Himmel und seiner durch Christus gebrochenen Kraft) als lahm bezeichnet wird, hat vielleicht doch eine nähere Beziehung zu dem Bocke des Thôrrkultus.

Dem Thôrr sind als Patrone des Wetters, besonders gegen das Einschlagen des Blitzes, verschiedene Heilige gefolgt, z. B. der hl. Mauricius, Anführer der *Legio fulminatrix,* und der hl. Donat, ein Soldat derselben. In schweren Ungewittern ruft man die hl. Barbara an, (gemartert unter Maximin 235—238) und viele Glocken, die man gegen die

Gewitter läutet, sind auf ihren Namen getauft. Im Toben der Gewitter erschöpft der Böse seine Wut (wegen Abschaffung der heidnischen Götzen), muss aber dem Gebete der Christen, der Fürbitte der hl. Patrone und der Macht der Engel weichen. „Nach diesem sah ich vier Engel an den vier Gegenden der Erde stehen; sie hielten die vier Winde der Erde, dass kein Wind blies über Land, Meer und Baum.“ (Off. Joh. 7, 1) (Menzel, christl. Symbolik I. 107, 140, II. 244, 562).

Die Deutschen fürchteten den Zorn des Thôrr, dieses gewaltigsten der Götter am meisten. Wenn er zornig von Hause zieht, so will er die Himmelsdecke zertrümmern und die Erde zersplittern, es zittern alle Berge, und Feuer sprüht aus seinen Augen. Aus dieser Furcht vor dem mächtigen Gotte ist erklärlich, dass die germanischen Heere die Flucht ergriffen, wenn während der Schlacht ein Gewitter ausbrach. (Im marcomannischen Kriege wurden die Römer (174) an einem Orte eingeschlossen, wo es ihnen gänzlich an Wasser fehlte, und das Heer in der grössten Gefahr war. Die Quaden griffen an; da entstand plötzlich — nach der Legende auf das Gebet der Christen im römischen Heere hin — ein Gewitter, und Hagel und Blitz trieben die Quaden zur Auflösung und zur Flucht. So war das römische Heer gerettet und wurde von Mark Aurel „*Legio fulminatrix*“ genannt.) Welch grossen Eindruck der Donner heute noch auf die Deutschen macht, sieht man in den Ausrufungen des Donners ... bei heftigen Gemütsbewegungen, im Zorn, Schrecken, in der Verwunderung: „Donnerwetter,“ „Donnerkeil.“ Obgleich diese Äusserung keine eigentliche Gotteslästerung ist, ist sie nach dem Glauben des christlichen Volkes eine Sünde; so tief eingewurzelt ist die aus dem Heidentum überlieferte heilige Scheu. Bei uns knüpft sich noch mancher Aberglaube an den dem Thôrr geweihten Donnerstag. In manchen Gegenden werden da die meisten Hochzeiten gefeiert.

An die Stelle des heidnischen Donnergottes trat im christlichen Volksglauben der Teufel und heisst nach seiner Streitwaffe, dem Hammer, „Meister Hämmerle“. Ebenso ist

der Ausdruck „unter den Hammer kommen“ auf den Thôrrkult zurückzuführen. Bei der Grundsteinlegung einer Kirche klopfen der Pfarrer und die Ortsvorgesetzten dreimal mit dem Hammer auf den Grundstein. Dieser ursprünglich heidnischen Sitte wurde die christliche Auslegung gegeben, der Hammer sei das Symbol des Kreuzes, und die Zahl drei sei eine christlich heilige Zahl, indem sie an die drei höchsten heiligen Namen erinnere. Die Sitte, in den Grundstein Wein und Speisen einzumauern, soll von heidnischen Opfern herstammen. Thôrr wird mit Bezug auf die feurige Lufterscheinung des Blitzes mit langem, rotem Barte dargestellt. Diesen Schmuck des Gottes trägt jetzt der Teufel und der Verräter Judas Ischariot, und bis auf den heutigen Tag gelten rotes Haar und roter Bart als eine Zeichnung von Gottes Hand, welche wenig Gutes verspricht. Daher das bekannte Sprichwort: „Rotbart, Teufelsart“.

Wie dem Wôdan, war auch dem Donnergotte der Hahn heilig und wurde als Beschützer gegen den Blitz auf den Häusern angebracht. Wenn der Hahn auch auf Kirchtürmen ist, so kann das nicht specifisch germanisch-heidnischen, sondern eben so gut christlichen Ursprungs sein. Schon Pabst Gregor der Grosse erwähnt ihn *(Homilia 11 in Ezech.)* als Symbol Christi, der aus der Nacht zum Licht führt. Auch auf altchristlichen Gräbern war der Hahn angebracht, weil er in der Nacht des Grabes den Morgen der Auferstehung verkünden sollte.

Ebenso war dem Thôrr der Storch heilig. Wer ihn tötet oder in seinem Neste stört, dessen Haus wird vom Blitze getroffen; kehrt der Storch auf einem Dache ein, so ist keine Feuersgefahr zu befürchten, auch wenn alles ringsum in Flammen steht. Der Kuckuck und das Rotschwänzchen waren gleichfalls dem Thôrr heilig. Der Kuckuck ist der Sendbote des Frühlingsgottes. Wenn man ihn das erstemal hört und Geld in der Tasche hat, so hat man das ganze Jahr Geld. Tacitus (Germ. c. 10) berichtet uns, dass die Germanen aus Vogelstimmen weissagten. Vornehmlich galt der Kuckuck als prophetischer Vogel, woher die Redensart stam-

men mag: „das weiss der Kuckuck". Wie der Hahn den Tag, so verkündet der Kuckuck den Frühling, und wie der Hahn der Hausprophet ist, so gilt der Kuckuck für den Allerweltspropheten. Zuerst prophezeite er nur den Frühling, später wusste er, wie lange man zu leben habe, oder wie viele Jahre ein Mädchen noch warten müsse, bis der erwünschte Freier kommt; dem künftigen Ehepaar kann er sogar die Zahl der Kinder bestimmen. Sehr oft ist indes der Kuckuck ein falscher Prophet. Wenn dem Mädchen der Jahre zu viel werden, so sagt es, er sei ein thörichter Kuckuck und sitze auf einem närrischen Zweig. Oft ist er ein Unglücksvogel. Bei den Langobarden bedeutete es nichts Gutes, als er dem neugewählten Könige auf den Speer flog, der das Symbol seiner Herrschermacht sein sollte (Mannhardt, Zeitschrift f. D. M. III. 209—298). Als im Christentume die heidnischen Götter als personifizierte Teufel aufgefasst wurden, galt auch der Kuckuck für den Teufel selbst, was die bekannte Verwünschung beweist: „Geh' zum Kuckuck", „hol' ihn der Kuckuck" u. s. w. Dem Rotschwänzchen dagegen darf man nach dem heutigen Volksglauben nichts zu leid thun, sonst brennt das Haus ab, oder die Kühe geben rote Milch.

Unter den Pflanzen liebte der Gott die Birke und die Hasel. Haselgerten dürfen darum in Palmen nicht fehlen; weil sie geweiht sind, schützen sie gegen Blitz und Viehseuchen. Bei Prozessionen werden die Häuser mit Birkenreis geziert. Solchen heidnischen Gebräuchen, die in die Feste des kirchlichen Kultus aufgenommen wurden, werden wir noch oft begegnen.

Thôrrs Gemahlin ist Sif (gotisch *Sibja,* althochdeutsch *sippia, sippa,* angelsächsich *sib,* d. i. Friede, Freundschaft, Verwandtschaft). Sie ist, wie Frigg, Wôdans Gemahlin, und Freyja, Göttin der Schönheit und Liebe; wie manche Eigenschaften des Thôrr und Wôdan oft zusammenfallen, haben auch ihre Frauen, Frig und Sif, gemeinsame Bedeutung. Letztere zeichnet sich besonders aus durch ihr schönes Haar, das Loki aus Bosheit abschnitt; dafür schmiedeten ihr die Zwerge neues Haar aus Gold. In Norwegen hatte sie einen

Tempel; auch im Eifelthale scheint sie eine Kultstätte gehabt zu haben. Darauf deutet wenigstens der Name eines Wallfahrtsortes „Mariasif“ hin. Da die christlichen Bekehrer diese Gottheiten nicht anerkennen und sie auch nicht gänzlich beseitigen konnten, verpflanzten sie, getreu den Vorschriften Gregors des Grossen, an die Stelle des Kultes der heidnischen Göttin den der Mutter des Welterlösers. Es hat sich auf diese Weise der Name der Göttin mit dem Mariens im Volksmunde zu einem vereinigt. Wie Thôrr, war Sif eine Gottheit der Fruchtbarkeit. Wenn Thôrr gewaltige Gewitter schickt, bringt Sif den sanften, fruchtbringenden Regen in schwülen Sommertagen. Im Eifelthale sagt man heute noch: „es sift“. Auch in Bayern ist der Ausdruck „sifern“ und „sifeln“ für das leichte, feine Regnen erhalten. Dass Maria an die Stelle der Regengöttin getreten, erhellt daraus, dass die Gottesmutter in manchfache Beziehung zum Regen, namentlich am Mariaheimsuchungstage, gesetzt wird; nach einer Sage bildet der Saum ihres Kleides den Regenbogen, und sie fährt zwischen zwei Regenbogen auf und ab. (Die heidnische Religion der Bajuvaren von Quitzmann. Leipzig und Heidelberg, Winter, S. 133).

Freitag.

Niödh der Beherrscher des Windes, des Meeres und des Feuers, der Gott der Schiffsleute, war in Vanaheim mit seiner Schwester vermählt. Solche Ehen waren aber bei den Asen strengstens verboten, und beide Geschwister mussten sich trennen. (Offenbar liegt in dieser Sage das älteste deutsche Eherecht und das Verbot der Verwandtenheirat zu Grunde.) Indessen waren aus dieser Geschwisterehe zwei Kinder entsprossen: Freyr und Freya (*Freya* auch *Fro,* Herr, der Besitzer, der Frohe, der Frohmachende, daher Fronleichnam, des Herrn Christi Leib, Frondienst = Herrendienst. *Freyia, Frouwa,* Frau, Herrin, die Frohe, Erfreuende, Liebende — vom gotischen *frijôn* = lieben, daher freien, auf Freiersfüssen gehen = um eine Braut werben). Dargestellt wurde sie als weibliche Figur mit einem

blanken Schwert in der Rechten, und einem Bogen in der linken Hand.

Freyja ist schön von Angesicht, die herrlichste der Asinnen. Ihr gehört die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen, die andere Hälfte gehört dem Wôdan. Ihr Saal, Sessrûmnir ist gross und schön. Wenn sie ausfährt, sind zwei Katzen vor ihren Wagen gespannt. Auch reitet sie, wie ihr Bruder, auf einem goldborstigen Eber. Von ihr kommt der Ehrenname für vornehme Weiber „Frau“. Sie ist denen gewogen, die sie in Liebessachen anrufen.

Der der Göttin geweihte Tag war nach dem heidnischen Volksglauben ein Glückstag; unter dem Einflusse des Christentums wurde sie zur Teufelin, des Teufels Grossmutter, und der Freitag abergläubigerweise, als könnte der Todestag Christi unheilbringend sein, ein Unglückstag.

Als Beschützerin und Schirmerin der Krieger ist in christlicher Fassung Maria an Freyjas Stelle getreten, und manche Sagen, die sich in Bayern und Österreich erhalten haben, setzen die Gottesmutter diesem kriegerischem Geschäfte vor, wie sie überhaupt als Patronin Bayerns, die ihren Schild über das Land deckt, verehrt wird. (Quitzmann a. a. O. 127.)

Der Bruder der Göttin, Freyr oder Fro, ist ebenfalls der Patron der Liebe, der Ehe, der Fruchtbarkeit. Er war besonders von Mädchen und Frauen verehrt. Jene beteten an dem ihm heiligen Tage zu ihm, dass er ihnen den Freier senden und zeigen möge. Dies geschah besonders in der Weihnachtszeit, wo er mit andern Göttern seinen Umzug hielt. Mädchen und Frauen schmückten sein Bild mit Blumen und Kränzen, die Frauen besonders, um Kindersegen zu erlangen; auch setzten sie sich auf des Gottes Altar. Gebräuche, die mit dem Freierkult in Zusammenhang stehen, erhielten sich in Belgien und Holland bis in den Anfang unseres Jahrhunderts. Das Bild des *Manneken-pis* in Brüssel (ein nackter Knabe, der sein Wasser einer Brunnenschale spendet) steht an der Stelle eines Altars des Gottes. Dieses Bild wird in den höchsten Ehren gehalten; an Festtagen

ist es mit Blumen und Kränzen geschmückt. Was in den Augen des Fremden beim ersten Anblick ein Ärgernis ist, ist dem Einwohner eine liebgewordene Seltenheit, auf die er mit besonderem Stolze den Fremden hinweist.

Freyr war nicht nur der Gott der Liebe und des häuslichen Friedens, sondern auch der Gott der Sonne, somit wieder ein Gott der Fruchtbarkeit, in welches Amt sich die drei höchsten Götter teilten. Der Landmann rief den Freyr besonders an als Beschützer des Viehstandes. Wenn Seuchen drohten oder gar einbrachen, zündete man ihm zu Ehren ein Feuer an und trieb das Vieh hinzu, besonders die ihm heiligen Schweine. Das Tier, welches zuerst durch die Flamme ging, wurde ihm geopfert. Solche Feuer, zur Zeit einer Not entzündet, hiessen Notfeuer. Noch heute pflegen zur Zeit einer Viehseuche die Bauern in Alemannien und Schwaben den Stall auszuräuchern.

Den Wagen des Gottes zog ein Eber, dessen goldene Borsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, und der mit der Schnelligkeit eines Pferdes rannte. Dem Freyr waren darum die Schweine heilig. Ausserdem waren ihm Pferde und Hirsche geweiht, und unter seinen Opfertieren werden besonders Stiere genannt. Von den Pflanzen war ihm der Rosmarin, unter den Zahlen die Neun heilig. Das Rad war sein heiliges Symbol als Bild der Sonne.

Als Liebesgott spielt Freyr noch heute eine grosse Rolle in verschiedenartigen Backwerken. Noch heute ist im badischen Schwarzwald die Sitte, dass der Bräutigam zu Neujahr (zur Zeit des heidnischen Julfestes, d. h. Sonnenwendfestes) der Braut eine Brezel (ein Symbol des Sonnenrads) und eine Murr bringt, ein Backwerk, das ein Mutterschwein darstellt. „Murr“ oder „Morr“ bedeutet nämlich im Alemannischen Mutterschwein. (Die Erklärung des Wortes Brezel folgt weiter unten, s. Monat Februar.)

Um diese Zeit hielt nämlich nach heidnischer Vorstellung Freyr seinen Umzug mit seinem Eber und gab Orakel. Bei Hochzeiten tragen die Brautleute und deren nächste Angehörige in verschiedenen Gegenden Deutschlands Ros-

marin: so im südlichen Baden, in Böhmen, in ganz Bayern und Österreich, in Thüringen u. a. m. a. O. In Bayern gilt ein Rosmarinzweig als Zeichen erwiderter Liebe; diese symbolische Deutung erhellt aus der altbayrischen Sitte, dass nach den Ehrentänzen der Rosmarinzweig von den Kranzljungfern aus dem Kranze der Braut genommen, von ihnen oder dem Hochzeitlader geknickt und so dem Bräutigam überreicht wird. (Wie das Wort „Charwoche", „Charfreitag", „Fronleichnam" ist auch das Wort „Hochzeit" seinem Charakter nach altdeutschen Ursprungs. Es heisst altd. *hôchgezît, hôchzît.* Die *hôhzît* bedeutet zuerst ein Fest, Kirchenfest — die hohe Zeit, die hoch Zeit, namentlich Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Allerheiligen —, sowie weltliche Festlichkeit, dann festliche Lustbarkeit, hohe Freude, endlich im besonderen Verehelichungsfeier, Beilager, angelsächs. *heáhtîd* = Fest, altfries. die *hâchtîd* = Festtag. Im 15. Jahrh. erscheint das Adj. *hochzeitlich,* mhd. *hôchzîtlich* = festlich, hochfesttäglich.) Auch bei Taufen wird Rosmarin vom Paten und vom Vater getragen.

Als Patron des Viehes ist an Freyrs Stelle der hl. Wendelin getreten. Dieser Heilige, königlicher Abkunft aus Schottland, ging, das Evangelium zu predigen, nach Deutschland, wurde bei Trier, um dem guten Hirten — „Christus" nachzufolgen —, Schäfer, starb 560 als Abt eines dortigen Benediktinerklosters. In den Kapellen des hl. Wendelin, die meist auf Bergen und Anhöhen liegen, wurden früher, besonders am Wallfahrtstage (20. Oktober) Wachsfiguren von Vieh geopfert.

Viele Ortsnamen zeigen noch deutlich, dass der Kult Freyrs sehr verbreitet war, so z. B. Ebersweier, Ebersberg, Eberstein, Ebersbach, Eberbächle, Ebersingen.

(Das grösste Gebirge des südlichen Schwarzwaldes heisst Hornisgrinde; dasselbe kann von dem hornartig gebogenen kahlen Rücken des höchsten Berges seinen Namen haben. Indessen deutet der Name Ochsenkopf, Rosskopf — einzelne mit dem Ganzen zusammenhängende Berge — auf eine nahe Verwandtschaft, wenn nicht speciell mit Freyr, so doch ge-

wiss mit dem heidnischen Kult überhaupt hin. Im Oberamt Tübingen in Württemberg heisst ein Berg Rossberg und dessen platter Gipfel Rossfeld.)

Wie in vielen andern Sagen vom Jagen eines Hirsches auf einem über einen Abgrund setzenden Pferde, z. B. von Herzog Karl von Zabern, Graf Anselm von Raggoltstein, Graf von Wildenstein (Wolf, B. d. M. 105), ist auch in der Sage vom Grafensprung auf der Burg Eberstein bei Gernsbach der Kult Freyrs in der Erinnerung des Volkes mythisch geblieben. Nach der einen Sage wird Wolf Eberstein vom Feinde — Graf Eberhard von Württemberg — verfolgt, während nach der andern ein junger tollkühner Edelmann, von glühender Liebe zu des Grafen Tochter Kunigunde entflammt, auf des Grafen Geheiss das entsetzliche Wagstück unternimmt, die jähe Felsenwand bis an die Murg hinabzureiten, um Kunigundens Hand zu bekommen. (Schnetzler, Bad. Sagenb. II. a. 299.) In der letzteren Sage ist Freyr als Brautwerber aufgefasst, während er als Hirschjäger die hinter die Gebirge am Horizont sich hinabstürzende Sonne bedeutet. Dass der Hirsch Sinnbild der Sonne ist, geht aus der Sage vom weissen Hirsch mit goldenem Geweih hervor, der dasselbe an einer Quelle ablegt, die davon gefasst werden kann. Freyr war der Gott der Ehe. War ihm der Hirsch heilig, so bezieht sich auch auf ihn der Ausdruck: „Hörner tragen“ für einen Mann, dessen Frau die eheliche Treue bricht. (Wolf, S. 106.)

In der deutschen Mythologie sind oft Tiere Boten der Götter, die den himmlischen Ratschluss den Sterblichen kund geben, oder einen Helden zu der ihm bestimmten Gattin führt, die meist ein Wesen halbgöttlichen Ursprungs ist und an einer Quelle im tiefen Walde jenem erscheint. Wenn der (Psalm 42, 1) nach Wasser lechzende Hirsch mit einer nach der Vereinigung mit Gott sich sehnenden Seele verglichen wird, oder der Hirsch als Sinnbild der Taufe auf Taufbecken erscheint, oder wenn er dargestellt wird, wie er aus der Erde mit seinem Atem die giftige Schlange zieht und diese wieder von sich giebt, nachdem er aus dem Quell getrunken, so sind das Züge, die der heidnischen Mythologie gemeinschaftlich

sind mit der christlichen Legende. Hirsche erscheinen oft als Wegweiser, Retter oder Ernährer von Heiligen, besonders von unschuldigen Frauen und Kindern. Der hl. Ida von Toggenburg zeigte ein Hirsch, der Lichter auf dem Geweih trug, bei Nacht den Weg zur Kirche (Murer, Helvetia sacra, 262); ebenso der Adelheid von Randenburg (Mayer von Knonau, Erdkunde der Eidgenossenschaft I. 511) der Ruchtrud von Almanshofen (Schnetzler, Bad. Sagenbuch I. 454); der im Walde verirrten Emerentia bot sich ein Hirsch dar, der sie sicher heimtrug (Kuhn, märk. Sagen Nr. 7). Eine Hindin nährte das Kind der hl. Genovefa.

Hirsche zeigen die Stellen, wo Kirchen gebaut werden sollen; so zu Beuron, (Steiger, Donauthal, 25); Kremsmünster (Chimani Ferienreise), Lübeck (Asmus, Lübecker Sagen) u. a. m.

Der hl. Hubertus wurde durch die Erscheinung eines Hirsches, der ein Crucifix zwischen dem Geweih trug, von seinem wilden Leben bekehrt und wurde später Bischof von Maestricht († 727). Ein Ritter, der einem Bettler nichts gegeben hatte, wurde in den Wald gelockt und musste selbst bittern Hunger leiden (Herrlein, Spessart 176). Ähnliche Sagen liessen sich aus der Heiligenlegende mehrere anführen. Die Pferde ziehen den Wagen des Sonnengottes, darum sind ihm auch diese Tiere heilig. Weisse und nicht durch menschlichen Dienst entweihte Pferde dienten dem Gotte und wurden von den Priestern, dem Könige oder den Fürsten begleitet. Diese hielten sich blos für Diener der Götter, die Pferde aber für Vertraute derselben. Das vornehmste und feierlichste aller Tieropfer war das Pferdeopfer. Das Fleisch wurde gegessen, das Haupt abgeschnitten und mit Blumen und Kräutern ins Feuer geworfen. Deshalb war den neubekehrten Christen der Genuss des Pferdefleisches verboten und daher die Abneigung gegen das Pferdefleisch. In einigen Gegenden Schwabens wurden Pferdeköpfe an die Giebel der Häuser angeschlagen und Pferdehufe vor die Thüren oder über die Ställe zur Abwehr böser Geister und gegen Feuersbrünste angenagelt. (Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung V. 138.)

Samstag.

Dieser Tag war in Belgien, England, Holland dem Saturn zu Ehren benannt. Abgebildet wurde dieser Gott stehend auf dem stachligen Rücken eines Barsch, mit entblösstem Haupte, von hagerem Ansehen, mit einem langen zugeknöpften Rocke und einer Schärpe von der rechten Schulter nach der linken Hüfte, und in der rechten Hand einen Eimer mit Blumen und Früchten. In Deutschland aber war der Samstag der Göttin Hulda oder Holda, (davon Huld und das adj. hold) geweiht. Schon der Name deutet ihr Wesen und ihren Beruf an. Sie fährt wie die Freyia auf einem von zwei Katzen gezogenen Wagen, überall Fruchtbarkeit und Segen spendend. Wenn der Wagen Schaden leidet, ein Rad oder die Deichsel bricht, ruft sie in der Nähe arbeitende Menschen um Hilfe an, den Schaden auszubessern. Zum Lohne für ihre Mühe giebt sie ihnen die abgefallenen Späne, die sich bei näherem Hinschauen in Gold verwandeln. Ihr Einzug ins Land fand um Weihnachten statt. Sie ist die Mutter des Hauswesens und das Vorbild einer Hausfrau. Sie beschützt den Flachsbau, die Spinnerinnen ehren sie ganz besonders hoch. Um Weihnachten müssen alle Spinnrocken reichlich versehen sein; um Fastnacht kehrt sie heim; dann müssen alle Rocken abgesponnen sein und leer stehen. Über die fleissigen Spinnerinnen kommt ihr Segen, über die faulen ihr Fluch. Holda liebt den Aufenthalt in Seen und Brunnen. Zur Mittagsstunde sieht man die schöne weisse Frau in der Flut baden und dann verschwinden. In der Tiefe des Wassers hat sie ihre goldglänzenden Wohnungen, wo sie umgeben von den Seelen der noch Ungeborenen sitzt; denn sie schenkt nicht nur dem Felde, sondern auch der Ehe Fruchtbarkeit; sie schirmt die Liebenden und segnet die Ehen. In heiligen Nächten gehen die Mädchen zum Brunnen und schauen hinein; der klare Spiegel zeigt ihnen das Bild ihres Bräutigams, wenn sie ihn anrufen. Freyia beschützt das Liebesverhältnis und die Treue; Hulda führt die Liebenden zusammen. Das Symbol der Göttin bilden darum die Schuhe, die der Bräutigam der Braut verehrte, zum Zeichen, dass sie ihm später unterthan sei. Daher sagt man

vom umgekehrten Verhältnis: „unter den Pantoffel bringen." Auch die Redensart: „unter die Haube bringen" soll aus einem ähnlichen Hochzeitsscherze stammen.

Der Göttin war die Linde und der Rosmarin heilig; der Storch und die Schwalbe, Boten des Frühlings, waren ihre Lieblingsvögel. Heute noch glauben die Kinder, dass der Storch die Kinder aus dem Brunnen hole und in das Haus trage, dem die Göttin gewogen ist. Auch sagt man, wenn die Katze sich wäscht, kommt Besuch, weil die Patronin des Hauswesens einen Besuch durch ihr Lieblingstier ankündigte. Hulda war die Beschützerin des Getreides. Die Verehrung ihrer Milde und Reinheit, ihrer Huld und Schönheit ging in der christlichen Vorstellung auf die Mutter-Gottes über; diese heisst darum „unsere liebe Frau."

Zur Zeit der Römerherrschaft in Deutschland wurde der Kult der Hulda durch den der Diana in Städten verdrängt, auf dem Lande aber blieb Hulda auch dem Namen nach in Verehrung.

In Würzburg hatte Hulda eine Kultstätte; im 7. Jahrhundert verehrte man sie dort unter dem Namen Diana, beim Landvolke aber unter dem Namen „Hulde". Der Name Würzburg dürfte also nicht daher abzuleiten sein, weil es dort viel Gewürz gibt, sondern weil man dort der Göttin Diana oder Hulda Kräuter opferte. Schon in frühester Zeit wird auch an andern Orten der Name „Diana" für „Hulda" gebraucht und umgekehrt, so z. B. in Nürnberg (Quitzmann a. a. O. 110).

Um den heidnischen Gebrauch, Kräuter zu opfern, zu verdrängen, hat man ihm christliche Bedeutung gegeben. Weil man nach der Legende im Grabe Mariens Bluman fand, die einen starken Wohlgeruch verbreiteten, hat man ihr zu Ehren am Feste Mariä-Himmelfahrt (15. August) Blumen in die Kirche gebracht, die geweiht wurden. (Diese Zeit, Mitte August, ist die rechte Vollkraftzeit des Jahres. Die Natur ist dem Menschen in diesen Tagen am holdesten gesinnt; alle giftigen Pflanzen und Tiere verlieren unter dem heissen Augusthimmel ihre schädlichen Eigenschaften, dagegen stehen alle wohlthätigen Kräuter und Wurzeln in ihrer vollsten Segens-

kraft). Sie werden von den unschuldigen Kindern gepflückt und zur Kirche getragen, damit sie geweiht werden. Wie die Palmzweige im Süden Deutschlands gegen Gewitter, Hexen, Feldzauber, Krankheiten und Blitzstrahl für hülfreich gehalten werden, so leuchtet auch bei den an diesem Tage geweihten „Kräutern“ derselbe Grundgedanke durch. Hagel galt im Mittelalter für ein Erzeugnis böser Zauberer und Hexen, um den Feldern zu schaden. In einem alten Segensspruch heisst es daher: Marie und ihr Kind gingen über Feld, da bat die Mutter ihr göttliches Kind, sein Gewand über das Feld zu decken, um es vor einer Hagelwolke zu schützen, die eben heranzog. (Mone, Anzeiger 1837, S. 473).

In der römischen Kirche ist dieser Festtag ein gebotener Feiertag und heisst Assumptio B.M.V. „Mariä Himmelfahrt“. In einigen Gegenden heisst er in der Volkssprache „Kräuterweihtag“ (im Alemannischen) oder auch „Mariawürzweih“ (im hintern Franken bei Würzburg), „Würzmesse“ u. s. w. Es ist ferner unzweifelhaft heidnischer, an Hulda mahnender Glaube, wenn man behauptet, dass die Spinnerin, welche Samstags Werg auf der Kunkel stehen lässt, keinen Faden mehr herunterbringe oder das Werg in der Nacht von der Kunkel verschwinde. Höchst wahrscheinlich hängt damit zusammen, dass in einigen Gegenden, z. B. in Bayern, der Samstagabend als Hexenfreinacht verrufen ist, weshalb man an selbem nicht zum Kammerfenster gehen darf. (Quitzmann a. a. O. S. 111.) Begreiflicher Weise haben die christlichen Bekehrer, um die Verehrung der Hulda ganz zu verdrängen, dem Volke einen Ersatz für diese Göttin geben müssen und haben sehr weise den Samstag der Mutter Gottes geweiht. Diese Vorfeier des Sonntages durch die Feier der Mutter Gottes ist bedeutungsvoll. Wie die Mutter dem Kinde vorausgeht, so der Samstag oder Marientag der Feier des Tages des Herrn. Die Feier Christi eröffnet die Woche, die Feier Mariä schliesst sie ab. Es liegt demnach die Ursache der Samstagsfeier nicht erst in der Legende von dem Marienbild in Konstantinopel, welches Sonnabends seinen Schleier

gelüftet habe, um anzudeuten, man solle ihr diesen Tag heiligen. Sinniger ist die Tradition, es habe am Ostersonnabend, unmittelbar nach dem Tode des Heilands, selbst ein Jünger an der Auferstehung gezweifelt, und nur seine Mutter im Glauben nicht gewankt. Deshalb sei an diesem Sonnabende auch der christliche Glaube ausschliesslich in Marien konzentriert gewesen. Sinnig ist auch die Deutung des Sonnabends als des nach altjüdischem Begriff zur Ruhe bestimmten Tags. Die Ruhe und Stille dieses Tages entspricht der himmlischen Ruhe und Milde Mariens (Rippel, Alterthumb der Cäremonien, S. 436). Während der grossen Judenverfolgungen im Mittelalter legte man besondern Wert darauf, Kirchen „Unserer Lieben Frauen“ gerade auf den Trümmern zerstörter Synagogen zu erbauen, um räumlich das auszudrücken, was zeitlich der ihr geweihte Sonnabend im Gegensatz gegen den alten Judensabbath bedeutete. In Regensburg nannte das Volk die über der alten Synagoge errichtete Kirche ausdrücklich „Zur schönen Maria“, um damit eben den Kontrast gegen das Judentum zu bezeichnen.

Nach dem Volksglauben muss an jedem Sonnabend die Sonne scheinen, wenn auch nur kurz, weil an diesem Tage die Gnadenmutter auf der Flucht nach Ägypten die Wäsche des heiligen Kindes wusch und auf einem Dornstrauch trocknete (Christussagen, Erfurt, S. 9). Nach einer andern schönen Legende geht die Gnadenmutter alle Freitage durchs Fegfeuer, da küssen die armen Seelen den Saum ihres Kleides und weinen ihn nass., Daher muss Sonnabends die Sonne scheinen, um ihn wieder zu trocknen (Grimm, Märchen III, 253).

Kap. 2. Die Monatsnamen.

Noch weniger als bei den Namen der Wochentage ist es der Kirche bei den Monatsnamen gelungen, an Stelle der heidnischen Namen christliche zu setzen, vereinzelte Benennungen ausgenommen.

Die ursprünglichen deutschen Monatsnamen, die durch die römischen verdrängt wurden, sind noch zu erkennen im Altnordischen und Altfriesischen. Sie bezogen sich teils auf die Götter und deren Feste, teils auf die Landwirtschaft und das Wetter.

Vorauszuschicken ist die Einteilung des Jahres. In ältester Zeit unterschied man im Norden nur Winter und Sommer, aber so, dass der Winter vorausgestellt wird, wie die Nacht dem Tag, weil man glaubte, dass aus dem Dunkel das Licht und aus der Kälte die Wärme geboren werde. Demgemäss zählte man nach Wintern und Nächten, nicht nach Jahren und Tagen. Weil also der Winter den Anfang der Welt machte, zählte man auch das bürgerliche Jahr von ihm ab, und legte auch wirklich Winters Anfang auf 14. Oktober und Sommers Anfang auf 14. April. Diese beiden Hauptteile zerfielen durch die Sonnenwenden im Mittwinter *(Jul)* und im Hochsommer *(maellum bilz ok byrgdhar* = „zwischen Pflug und Bergung der Ernte“) in zwei gleiche Hälften; diese Einschnittstage wurden durch religiöse Feste ausgezeichnet und bildeten die Hauptpunkte des Jahres. So ist das Jahr im Norden durchaus auf die Natur gebaut; die Zeit der Ruhe und der Thätigkeit sondern sich in ihm streng ab. In diesen Kreislauf von einer Winternacht legte man auch nach dem Wechsel des Mondes zwölf Abschnitte zu je dreissig Tagen, die zwölf Monate. Die Namen derselben sind folgende:

Januar: nordisch *Thorri,* norwegisch *Torre,* schwedisch *Thore;* der Sage nach ist der Name von einem Könige Thorri von Gotland und Finnland, einem Bruder der Schneegeister

Fönn, Drîfa und *Miöll,* eine Personifikation winterlicher Strenge, ganz entsprechend dem deutschen Namen „Hartmond“, Monat der Schneekruste; dänisch heisst dieser Monat *Glugmaaned,* Fenstermonat, Eingangsmonat, (Weinhold, Altnordisches Leben, S. 337) oder Windmonat (Weinhold, Die deutschen Monatsnamen, S. 32).

Februar ist benannt nach einer Tochter Thorris, namens Gôi; daher norwegisch *Gjö,* schwedisch *Göja,* dänisch *Göie;* dem Namen entspricht der althochdeutsche *Gâwo* und *Gâjo;* der Stamm ist *gau* und hat den Begriff des offenen, somit ist der Februar — *Gôi* — der öffnende, erweichende Monat im Unterschiede vom harten und starren, trockenen Januar. Dänisch heisst er auch *blidemaaned,* der heitere Monat, wegen der Fastnachtsscherze.

März: *sâdhtîdh,* Saatzeit, und *einmânudhr,* der besonders ausgezeichnete Monat; neuisländisch auch Odinsmonat genannt; schwedisch *thurrmånad;* dänisch *tormaaned,* der Monat, wo es wieder trocknet.

April: *eggtîdh,* Eierzeit, wo die Vögel brüten; auch *stekktîdh,* weil die Hürden für die jungen Lämmer aufgestellt werden; dänisch *faaremaaned,* Lämmermonat; schwedisch *vårant,* Lenz.

Mai: *sôlmânudhr,* Sonnemond; neuisländisch *eggtîdh,* Eiermonat.

Juni: *selmânudhr; sel* heisst die Sommerhütte; in diesem Monat zog man in die Sommerhütten; schwedisch *mitsommer;* dänisch *sommermond* und *skärsomar* (weil man in diesem Monate die Schafe schert).

Juli: *heyannir;* schwedisch *höant,* Heumond; dänisch *ormemaaned,* Wurmmonat; neuisländisch *selmânûdhr* (Sommerhüttenmonat).

August: *kornskurdharmânudhr,* Schnittmonat; ebenso schwedisch *skördemånad* oder *skörtant;* dänisch *hömaaned* und *höstmaaned,* letzteres im Nachklange von *haustr,* Herbst, Fruchtzeit. Der neuisländische Name *tvîmânudhr,* Doppelmond, erklärt sich, wie Grimm (Geschichte der deutschen Sprache I, 66 ff.) vermutet, daraus, dass der August an

vielen Orten seinen Namen mit einem Nachbarmonat teile. Wir dürfen ohne weiteres den August als zweiten Erntemonat bezeichnen, wenn wir die Zeit der isländischen Feldarbeiten bedenken.

September: *haustmânudhr,* Herbstmonat; schwedisch *höstmånad;* dänisch *fiskemaaned,* weil um diese Zeit die Nacht finster, der Tag kürzer und das Wetter kalt wird.

Oktober: altnordisch *gormânudhr* (nach der Ausweidung der geschlachteten Tiere benannt); schwedisch *slagtmånad* und *blôtmånad,* Schlachtmonat und Blutmonat; neuisländisch *ŷlir,* nach dem Heulen der Stürme; in Dänemark *sädemaaned,* Saatmonat, nach dem milderen Klima, welches noch Feldarbeit erlaubt; früher hiess man ihn auch *ridemaaned,* nach der Brunstzeit der Hirsche; auch *gluggemaaned,* Windmonat (Weinhold, die Monatsnamen, S. 38).

November: *frermânudhr,* Frostmonat; neunordisch Wintermonat; dänisch *wintermaned,* schwedisch *wintermånad,* Wintermonat.

Dezember: *hrûtmânudhr,* Widdermonat; dänisch *julemaaned,* schwedisch *julmånad,* Weihnachtsmonat; neuisländisch *mörsugr,* Specksauger, Speckfresser.

Diese zwölf Monate zu je dreissig Tagen ergaben 360 Tage auf das Jahr. Schon früh mochte man gewahren, dass diese Zahl mit dem wirklichen Jahre nicht stimmte, und dass, schon um die 52 Wochen zu sieben Tagen vollzumachen, vier Tage zugelegt werden müssten. Man fügte diese dem dritten Sommermonate bei, so dass also der Sommer 184 Tage zählte. Im 10. Jahrhundert (950—970) kamen neue Bedenken auf; denn der Sommeranfang fiel jetzt nicht mehr auf den richtigen Tag, sondern geriet in die letzte Woche des März hinein. Endlich fand auf Island Thorstein Surt Aushilfe und wollte jedem siebenten Sommer eine Woche zulegen. Man bestimmte auf diesen Vorschlag hin das Jahr gesetzlich auf 365 Tage; jedes vierte Jahr sollte ein Schaltjahr sein und 366 Tage haben. Diese Zuteilung geschah in Wirklichkeit nicht, man legte, wie Thorstein vorgeschlagen, um die bisherige Wochenteilung nicht zu

stören, jedem siebenten Jahre eine ganze Woche zu, und wenn innerhalb der Siebenjahrabschnitte zwei Schaltjahre fielen, jedem sechsten eine Schaltwoche.

So hatte man das Jahr geordnet. Wie aber eine Fläche ohne Ruhepunkte das Auge ermüdet, so auch die Zeit, welche gleichmässig dahingleitet. Diese Ruhepunkte des Jahres geben die Feste; der Glaube übernimmt es, das Leben nicht bloss zu trösten und aufzurichten, sondern auch zu schmücken. Unser Heidentum aber war auf die Natur gegründet, und seine Feste sind darum Feiern der natürlichen Erscheinungen. So fiel das natürliche Jahr mit dem religiösen eng zusammen, und der bürgerliche Kalender war zugleich der gottesdienstliche.

Unter allen Festen des Heidentums ist das Julfest das bedeutendste, die mit uraltem dunklen Namen belegte Vorfeier der Wintersonnenwende. Sie fiel auf die Winternacht (14. Dezember) und dauerte ursprünglich drei Tage; auch der Tag vorher wurde heilig gehalten und hiess *hökunôtt,* Hakennacht (die Versuche der Deutungen sind verschieden: *höggunôtt,* Hieb- oder Opfernacht, *haukanôtt,* Habichtnacht, *hökunôtt,* Haken- oder Spitzennacht, weil sie an der Spitze des Jahres steht). Das Hauptopfer des Jahres wurde am Jul gefeiert. Als das Christentum eingeführt wurde, erleichterte es die Angewöhnung an seine Gebräuche dadurch, dass seine heiligen Zeiten, wie schon erwähnt, in die Nähe der heidnischen fielen; das Julfest durfte nur wenige Tage verschoben werden, um mit Weihnachten zu stimmen. König Hakon Adalsteinfostri, des Harald Hârfagr (Schönhaar) Sohn, um 930, setzte wenigstens für Norwegen diese Übertragung um zehn Tage gesetzlich fest. Der Jul erhielt allmählich eine Dauer von zehn Tagen. In Norwegen versteht man im weiteren Sinne unter Jul die Zeit vom 24. Dezember bis 13. Januar.

Am Anfang und Ausgang des Winters standen zwei minder grosse Opferfeste: im Herbste das Erntefest *(til ârs),* im Frühjahr ein Lenz- und Siegesfest. Der Sommer war ohne bedeutendere Feier; denn es war genug auf dem Felde

und der Weide zu thun, oder die Männer schweiften auf dem Meere herum.

Hiernach wäre die Jahreseinteilung und -Berechnung einfach genug gewesen. Aber es war nun die christliche Kirche zur Herrschaft gekommen und brachte eine Menge beweglicher und unbeweglicher Feste, die man sich zu merken hatte. Zugleich kam der immerwährende julianische Kalender nach Skandinavien; er war dem stern- und zeitenrechnenden Nordländer sehr willkommen, da er ein treffliches Hilfsmittel für die Berechnungen bot. Es entstanden sowohl Bearbeitungen der kirchlichen Chronologie, als auch eine Art Kalender zum Hausgebrauch, die Runenkalender. Die Runenkalender sind immerwährende julianische Kalender, die auf sechs- oder vierkantige Holzstäbe oder auf Holzblättchen in Runen eingegraben sind. Sie haben gewöhnlich drei Abteilungen; die hauptsächlichste enthält die 365 Tage des gewöhnlichen Jahres in 52 Abteilungen. Die Heiligenfeste sind durch Symbole der Heiligen und bekannte Zeichen für gewisse Feste ausgedrückt; so wird das Julfest durch ein Trinkhorn bezeichnet als Zeit der grossen Gelage; St. Olaf durch eine Axt, im Norwegischen durch zwei Äxte, weil er Landespatron war; Peter und Paul durch zwei Schlüssel; St. Katharina durch ein Rad (diese Heilige sollte auf ein zackiges Rad gespannt und gemartert werden, das Rad aber zersprang dabei); St. Clemens durch einen Anker, weil er mit einem Anker am Halse ins Meer versenkt wurde. Diese Runenkalender sind von der Kirche ausgegangen und keine volkstümliche Erfindung; sie waren in Schweden am häufigsten.

Was die Nomaden betrifft, so prägen ihnen die Gestirne des Himmels den Wechsel der Tage, Monate, Jahre ein; aber erst unter ackerbauenden Völkern ordnen sich Gottesdienst und Zeitabteilung. Auf die Erscheinungen des Ackerbaues lässt sich regelmässige Wiederkehr der Zeiten am natürlichsten anwenden, darum gehört die Benennung der Monate bei Naturvölkern meistens den Wünschen und Freuden des Ackerbaues an. Dieses war bei den Germanen der

Fall, wie wir oben gesehen haben und aus den heute noch volkstümlichen Benennungen der Monatsnamen sehen: Wintermonat (Januar), Schneemonat (Februar), Lenzmonat, d. h. Frühlingsmonat (März), Regenmonat (April), Wonnemonat (Mai), Brachmonat — vom Umbrechen der Erde so genannt — (Juni), Heumonat (Juli), Erntemonat (August), Herbstmonat (September), Weinmonat (Oktober), Windmonat (November), Christmonat (Dezember). Der letzte Monatsname allein verdankt seine volkstümliche Benennung einer religiösen Feier.

Höchst wichtig ist die von *Baeda Venerabilis, de ratione temporum c. 13* uns überlieferte angelsächsische Benennung der Monate:

1. (Januar) *äfterra geola* (*äfter* nach, *äfterra* der zweite, *geola* das fröhlich machende Winterfest, *geolæcan* = erfreuen) der zweite fröhlich machende, weil das Sonnenwendefest zu dieser Zeit gefeiert wurde.

2. (Februar) *sôlmônadh* = „Schmutzmonat". Baeda sagt, dieser Monat werde der (Opfer) Kuchen wegen so genannt, die man in dieser Zeit den Göttern darbrachte.

3. (März) *Hredhmônadh.* Baeda leitet den Namen von der Göttin *Hreda* ab, der in dieser Zeit geopfert wurde. Der Monat hat auch später den Namen *hlŷdhmônad* — *hlydhan* = schreien.

4. (April) *Eosturmônadh* der Monat der Göttin *Ostara,* der zu Ehren man um diese Zeit Feste feierte.

5. (Mai) *Thrimilci,* weil dreimal im Tage die Kühe gemolken wurden.

6. (Juni) *ærra lîdha,* auch *Saermônadh* oder *Midsumor* (*lîdan,* hinübergehen, -schiffen, -fahren; *lîda,* gelindes Wetter, gelinder Monat; *ar,* der Bote) der gutes Wetter bringende Monat. Baeda heisst *lîda* freundlich, angenehm und schiffbar und meint, der Monat heisse so, sowohl weil die Luft heiter und angenehm sei, als auch, weil das Meer wieder befahren werden könne. *Searmônadh* — *seran* oder *searian,* weich werden, der Monat, der die Ernte reif macht. *Midsumer:* Sommersonnenwende.

7. (Juli) *äfterra lîdha,* der zweite, gutes Wetter bringende Monat (vergl. Juni); der spätere Name ist *Maedmônadh.*

8. (August) *Weodmônadh* (*veodu* die Weide) Weidemonat.

9. (September) *Hâliemônadh* (*hâlig,* heilig) der Monat des Heiligen, der heiligen Feste. (Der Monat heisst auch *haerfestmônadh.*

10. (Oktober) *Winterfylledh.* Dieses Wort erklärt Heinrich Leo („Angelsächsisches Glossar") so: „Winterlaubfällung" (S. 171, 44) und *fylledh,* der Vollmond, dann die Mondzeit von einem Neumond zum andern; *winterfylledh* heisst der Oktober, weil im Vollmond dieses Monats der alte Winteranfang lag (S. 527, 35). Baeda übersetzt dieses angelsächsische Wort mit *„hiemiplenium"* (*hiems,* der Winter, *plenilunium,* der Vollmond). Grimm liest statt *Vinterfylled* = *Vinterfyllith* und übersetzt Wintersantritt (Geschichte der deutschen Sprache S. 57).

11. (November) *Blôtmônadh,* Opfermonat; *blôtan,* opfern, töten. Nach Baeda opferte man die Tiere, die man schlachten wollte, den Göttern. (Vergl. oben Oktober.)

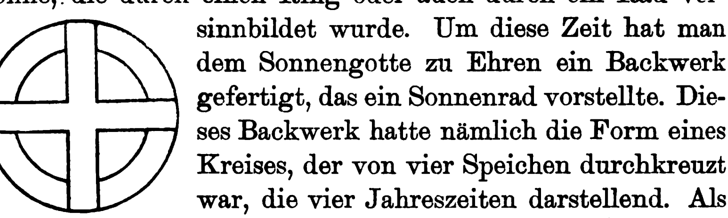
12. (Dezember) *Forma geola* (*forma,* der erste) der erste Fröhlichmachende, weil das Sonnenwendefest in diesem Monate anfing und in den Januar hinein dauerte, darum Januar der zweite Fröhlichmachende heisst. (Vergl. oben Januar.) Ausserdem heisst der Monat auch *midwinter* = Mittewinter, Wintersonnenwende.

Überliefert sind uns die altdeutschen Monatsnamen durch Einhart. Sie lauten *vita Karoli, cap. 29* folgendermassen:

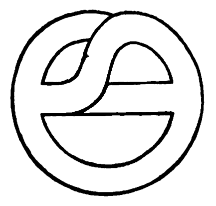
1. Januar = *Wintarmanoth,* Wintermonat.

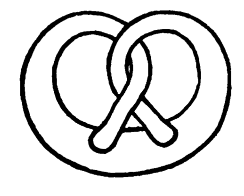
2. Februar = *Hornung,* nach Wackernagels altdeutschem Wörterbuche (S. 139) bedeutet *Horn* hervorragende Spitze, Berg, Land, Mond; als der hervorragende Anfangsmonat heisst der Januar *Horn; hornung* ist das Deminutivum von *horn* und heisst der Sohn, eigentlich der illegitime Sohn des Januar, der kleine Januar. Andere meinen, Hornung sei der Monat genannt, weil in diesem Monat die Hirsche ihre

Hörner abwerfen; andere leiten den Namen von Trinkhörnern ab, aus denen in diesem Monat besonders gezecht worden sei. Norck (der Festkalender S. 310) leitet den Namen indirekt ab vom Sonnengotte Krodo; weil nämlich um die Zeit des Februar die Sonne sich wieder gegen unsere Länder wendet und von neuem der Früchte Wachstum befördert, war dieser Monat dem Sonnengotte Krodo geweiht. Nun wurde dieser Gott als ein Greis dargestellt, der am Kopfe zwei Hörner hatte, an denen zwei Ringe hingen. Die Hörner beziehen sich auf die hornförmigen Trinkbecher (Symbol der Fülle, der Fruchtbarkeit), aus denen dem Gotte zu Ehren getrunken wurde. Die Ringe beziehen sich auf die Sonne, die durch einen Ring oder auch durch ein Rad ver-



sinnbildet wurde. Um diese Zeit hat man dem Sonnengotte zu Ehren ein Backwerk gefertigt, das ein Sonnenrad vorstellte. Dieses Backwerk hatte nämlich die Form eines Kreises, der von vier Speichen durchkreuzt war, die vier Jahreszeiten darstellend. Als im Christentum später die Bedeutung des Kreises und der vier Speichen vergessen wurde, hörten auch die Bäcker auf, alle vier Speichen und einen vollständigen Kreis zu bilden; aus den vier Speichen machten sie drei, die sie ineinander schlingen und miteinander befestigen konnten; die Kreisform wurde beliebig abgeändert, bald oval, bald mehr oder weniger rund.





Je mehr diese drei Speichen zusammengedrückt wurden, desto ähnlicher wurden sie übereinander geschlagenen Armen; daher wurden sie in den Klosterverzeichnissen *brachiola*, d. h. Ärmchen genannt; aus dem lateinischen Worte kommt

das deutsche Wort Brezel. Statt *brachiolum* kommt im mittelalterlichen Latein auch *bracellum*, Armband, vor, und kann das Backwerk auch *bracellum* geheissen haben. Daraus entstand die Bezeichnung *bratzil*, später *brezil*.

Wie das Sonnenrad, so ist auch das Horn ein Symbol des Sonnengottes Krodo. Beide Backwerke (die Brezel und das Horn) in wendischen und in alemannischen Gegenden „Hörnl", „Hörnchen", im Breisgau auch „Gipfel", „Horn" genannt, sind jedenfalls Überreste altheidnischer Opfer. Da nicht bloss Krodo, sondern auch Wôdan und Freyr Sonnengötter waren, so konnten genannte Backwerke mehreren Gottheiten zu Ehren gemacht worden sein. Beim heidnischen Gottesdienste wurde das Mehl zu diesem Backwerke in den Tempel getragen, wo es der Priester mit dem vorbeifliessenden heiligen Wasser besprengte. Dies veranlasste, dass die Geistlichkeit den Neubekehrten diesen Gebrauch als einen Überrest aus dem Heidentum verbot und gegen das Ringelbrod, weil es das Rad am Sonnenwagen in der Stadt Julin in Pommern darstellte, als gegen ein „*simulacrum*" oder Götzenbild eiferte. (Falkenstein, nordgauische Altertümer, S. 294 ff.)

Trotz des geistlichen Verbotes konnte dieser Gebrauch so wenig unterdrückt werden, dass vielmehr an den christlichen Hauptfesten diese Backwerke am häufigsten vorkommen.

J. Grimm (G. d. d. S. p. 64) giebt die Möglichkeit zu, dass Hornung abzuleiten ist vom althochdeutschen *horo*, Schmutz, Kot, und hiesse der Monat der Schmutzmonat, Kotmonat, was auf den Februar passen würde. In seiner Grammatik der deutschen Sprache (II. S. 342, Nr. 360, Anm.) sagt aber derselbe: „Unsere Vorfahren gaben zuweilen zwei aufeinander folgenden Monaten denselben Namen, beide durch Adjectiva unterscheidend. So hiess angelsächsisch der Juni *ærra lida*, d. h. der erste und der zweite milde Monat." So könnte auch Januar *horn* geheissen haben, d. h. der grosse Horn, der Anfangsmonat, der Februar *hornung* d. h. der kleine Horn, denn in einem Bauernreime heisse der Januar „grosser Horn", der Februar „kleiner Horn"; „welchen Sinn

aber *horn* hier hat," sagt Grimm a. a. O., „weiss ich nicht." Für letztere Erklärung entscheidet sich Weinhold, und er glaubt, dass Horn wie Hornung nach der Winterkälte, dem hornharten Frost, benannt sind, wie schon das Breslauer Monatsgedicht sagt: „Von dem herten horne ist der hornung genant, Dy herteste kelde kommet denne yn die lant." (Die deutschen Monatsnamen S. 46.) Jedenfalls hat der Name Hornung schon viel Kopfzerbrechen gemacht, und zweifelhaft bleibt immer dessen Herkunft.

3. März = *Lentzinmânôth* (*Lenz* = Frühling) der Frühlingsmonat.

4. April = *Ôstarmânôth,* Ostermonat.

5. Mai = *Winnemânôth* (*winna,* die Weide) der Weidemonat oder (*wunna,* die Wonne) der Wonnemonat.

6. Juni = *Brâchmânôth,* Brachmonat (der Monat, in welchem die brachgelegenen Felder umgebrochen werden. Weinhold a. a. O. S. 34).

7. Juli = *Hewimânôth,* Heumonat.

8. August — *Aranmânôth,* Erntemonat.

9. September = *Witumânôth,* Holzmonat. Vgl. Wald-, Forst- und Jägerlexikon S. 11: Im Walde soll itzo dasjenige Holz, das man im Hause zur Nothdurft oder zum brauen wie auch Ziegel-, Kalck- und Backofen künftig gebrauchen will, gefället werden, das Bauholz aber bleibet weiter hinausgesetzet. (Weinhold, a. a. O. S. 63.)

10. Oktober = *Windumemânôth, Windomonat.* Das schwerlich volkstümlich gewordene *Windumemânôth* wurde durch *Wînmânôth,* Weinmonat, später ersetzt.

11. November = *Herbistmânôth,* Herbstmonat.

12. Dezember = *Heilagmânôth,* Heiligenmonat (wegen des Geburtsfestes Christi).

Karl der Grosse suchte die unter seinen Völkern schwankende*) Benennung zu berichtigen. Die Kirche und der Verkehr hatte römische Monatsnamen eingeführt, welche neben den einheimischen fortbestanden. Karl wollte die

---

*) cum ante id temporis apud Francos *partim Latinis partim barbaris nominibus* pronuntiarentur (Einhart, cap. 29).

einheimische an die Stelle der fremden setzen. Wann die fremden römischen die Oberhand gewannen, ist ungewiss. Heute bestehen im Volksmunde die einheimischen grösstenteils mit wenigen Änderungen fort. So heisst heute noch der Januar „Wintermonat“, der Februar „Hornung“ oder auch „Schneemonat“, der März „Lenz“, der April „Regenmonat“, der Mai „Wonnemonat“, der Juni „Brachmonat“, der Juli „Heumonat“, der August „Erntemonat“, der September „Herbstmonat“, Oktober „Weinmonat“, November „Windmonat“, Dezember „Christmonat“.

Damit vergleichen wir zunächst die gangbaren neuniederländischen Monatsnamen.

1. Januar = *Louwmaand* (grammatisch unanfechtbar ist *looijen,* gerben), Gerbemonat. Warum der Monat zum Gerben Bezug haben soll, lässt sich nicht absehen. (Weinhold a. a. O. 48.) Die Ableitung von dem deutschen *lau,* warm, anzunehmen sträubt sich die strenge Winterzeit (Grimm, d. d. S. 65).

2. Februar = *Sprokkelmaand,* bedeutet die die Winterdecke durchbrechende Kraft des sich regenden Lenzes (Weinhold 57).

3. März = *Lentemaand,* Lenz;

4. April = *Grasmaand,* Grasmonat;

5. Mai = *Bloeimaand,* Blütemonat;

6. Juni = *Zomermaand,* Sommermonat;

7. Juli = *Hooimaand,* Heumonat;

8. August = *Oogstmaand,* Erntemonat;

9. September = *Herfstmaand,* Herbstmonat;

10. Oktober = *Wijnmaand,* Weinmonat;

11. November = *Slagtmaand,* Schlachtmonat;

12. Dezember = *Wintermaand,* Wintermonat.

In Belgien und Holland kommen manche andere noch vor:

1. *Haardemaand,* Hartmonat (von der Kälte);

2. *Sporkelmaand* und *Selmaand,* Kuchenmonat? Opfermonat? (Die Ableitung ist zweifelhaft.)

3. *Darremaand,* der trockene Monat (wegen des trockenen Windes oder der zur Fastenzeit mageren Speisen)?

4. *Paaschmaand,* Pascha-, Ostermonat;
5. *Wonnemaand,* Wonnemonat;
6. *Braakmaand,* Brachmonat und fetter Monat;
7. *Weidemaand,* Weidemonat, *Haeinsäune,* Heumonat;
8. *Homomaand,* Heumonat;
9. *Speltmaand,* Getreidemonat;
10. *Aarzelmaand,* der zurückgehende Monat, weil die Zeit kürzer wird.
11. *Horenmaand,* Schmutzmonat?
12. *Windelmaand,* Sonnenwendemonat, *Wintermoänne,* Wintermonat.

Aus der Untersuchung ergiebt sich, dass wir keine germanischen Monatsnamen sicher nachweisen können, die nach einer alten Gottheit benannt wären. Ob es eine Göttin Hreda und Ostara gab, ist eine Frage.*) Unzuverlässig ist der isländische Name Ôdhinsmânudr; nur Thorri und Gôi haben schon frühe mythische Beziehungen erhalten. Im übrigen entspringen die deutschen Monatsnamen aus manchfachen Vorstellungen und bezeichnen sehr verschiedene Eigenschaften. Religion, Zeit und Wetter, das Pflanzen- und Tierreich, Feld- und Hauswirtschaft spiegeln sich in ihnen ab. Auf das grosse heidnische Erntefest am Jahresschlusse bezieht sich der angelsächsische Name Hâlegmônadh; Karl der Grosse verlegt den Namen auf den durch Christi Geburt geweihten Dezember. Vom 15. bis 17. Jahrhundert kam statt „Heiligenmonat“ für Dezember „Christmonat“ auf. „Wintermonat“, „Lenzmonat“, „Sommermonat“, „Herbstmonat“ sind benannt nach Zeit und Wetter; dem Hirtenleben entstammen die Namen „Weidemonat“ und „Wonnemonat“ (was ursprünglich dasselbe war). In Verbindung damit steht die Benennung „Grasmonat“. Der Name „Brachmonat“ und „Erntemonat“ entstammen dem Ackerbau; ebenso der „Saatmonat“, „Fruchtmonat“; „Holzmonat“ weist auf Geschäfte in Haus und Hof. Die mit „Schlachtmonat“, „Blutmonat“, „Speckmonat“ bezeichneten Genüsse gehören dem häuslichen Geschäfte an.

*) Über die Göttin Ostara wird Kap. 3, bei Ostern gehandelt.

Wenn bei den Germanen das religiöse Moment bei Benennung der Monate wenig vertreten war, so ist dies bei den Römern um so mehr der Fall. Von ihnen haben bereits alle europäischen Völker die Monatsnamen angenommen.

Von der heutigen Jahreseinteilung weicht die älteste römische bedeutend ab. Romulus teilte das Jahr in zehn Monate ein. Den ersten Monat nannte er nach dem Namen seines Vaters, des Kriegsgottes Mars, Martius; darum fing das Jahr ursprünglich mit dem Monate März an, der 31 Tage hatte; dann folgte Aprilis (mit 30 Tagen); Maius (mit 31 Tagen); Junius (mit 30 Tagen). Von da an hatten die Monate keine Eigennamen mehr, sondern wurden gezählt. Der Monat, welcher nach Junius kam, war vom Martius an gerechnet

der fünfte — *Quintilis* (mit 31 Tagen)
Es folgte der sechste — *Sextilis* (mit 30 Tagen)
" " der siebente — *September* (mit (31 Tagen)
" " der achte — *October* (mit 30 Tagen)
" " der neunte — *November* (mit 31 Tagen)
" " der zehnte — *December* (mit 30 Tagen).

Nach dieser Einteilung zählte das Jahr 304 Tage. Als die Unrichtigkeit sich herausstellte, wurde das Jahr in 12 Monate mit 355 Tagen eingeteilt. Dieses geschah nach Einigen durch den König *Numa Pompilius* (715—672), nach Andern durch *Tarquinius Priscus* (616—578); die zwei zugefügten Monate heissen *Januarius* und *Februarius,* und machten zusammen 51 Tage aus. Ferner soll *Numa Pompilius,* der friedlicher gesinnt war als Romulus uud den Ackerbau mehr liebte als den Krieg, mit dem Januar das Jahr angefangen haben, weil Janus ein Gott des Friedens ist. Nach Andern dagegen soll man nach Vertreibung der Könige (510), weil die Consuln mit dem ersten Januar ihr Amt antraten, mit diesem Monate das Jahr angefangen haben.

Dieses Jahr von 355 Tagen war ein Mondenjahr. Da aber ein Sonnenjahr 365 Tage zählt und sich die Verhältnisse des gewöhnlichen Lebens am besten nach letzterem richten, so musste man bald die Verschiebung beider Zählungen empfinden. Um den Unterschied auszugleichen, half man sich durch Einschalten eines Monates *(mensis intercalaris),* Schaltmonat, *mer-*

cedinus, auch *mercedonius* genannt, dem man eine Dauer v
22 oder 23 Tagen gab, und den man alle zwei Jahre einsch
Die Zeit dieser Änderung ist nicht bekannt. Die Einschiebu
geschah zwischen dem Februar und März. Für diesen Scha
monat hatte der römische Pontifex Maximus die nötige Anz
von Tagen (ob 22 oder 23) zum Zwecke der Bestimmung d
religiösen Festtage festzusetzen. Später muss der Pontifex ni
nur die Zahl der Tage des Schaltmonates bestimmen, sond
er hatte an jedem ersten Monatstage das Volk zusammen
rufen und ihm die Zahl der Tage des Monats bekannt
machen. *Calare* heisst zusammenrufen (griechisch καλεῖν); v
diesem *calare* ist auch der erste Tag des Monats, (weil an dies
das Volk zusammengerufen werden musste — *plebes calen
sunt* —) *Kalendae* genannt worden, woher die ganze Bere
nung und Bestimmung aller Tage und Feste des ganzen Jah
den Namen „Kalender" erhalten hat. Durch diese willkürli
Zeitrechnung musste bald der Kalender in arge Verwirru
geraten. Unter Cäsar war in der That die Zeitrechnung d
wirklichen Jahre um 67 Tage vorausgeeilt, so dass er d
ägyptischen Astronomen Sosigenes mit der Verbesserung
Kalenders beauftragte. Aus dessen Händen ging dann
unserer Zeitrechnung wesentlich zugrunde liegende jul
nische Kalender hervor, der dem Januar, Sextilis und Deze
ber je zwei, dem April, Juni, September und November
einen Tag zusetzte und so den Schaltmonat in Wegfall brach
Das Kalenderjahr zählte jetzt 365 Tage. Dem Urheber d
neuen Kalenders zu Ehren wurde auf Augustus' Befehl d
bisherige Quintilis Julius genannt; unter dem Consulate v
Martius Censorinus u. C. Asinius Gallus erhielt dann d
Augustus zu Ehren der Sextilis seinen heutigen Nam
Nachgeahmt wurde diese Sitte vielfach. So wurde der A
mensis Neroneus, der Oktober Domitianus genannt. In Aph
disias (Kleinasien) lesen wir sogar von einem Monat Tiber
und einem Monat Traianus. Doch war dies nur vorübergehe

Dass der julianische Kalender später noch einer V
besserung bedurfte, darf als allgemein bekannt vorausgese
werden. Dadurch, dass das Jahr zu 365¼ Tagen statt

365 Tagen 5 St. 48 Min. 48 Sek. angenommen wurde, fiel 1582 das Frühlingsäquinoctium, das im Jahre des Konzils zu Nicäa (325) auf den 21. März gefallen, volle zehn Tage später. Gregor XIII. wies der Tag- und Nachtgleiche durch die Bulle inter gravissimas (24. Febr. 1582) ihre natürliche Grenze wieder an, indem er auf den 4. Okt. jenes Jahres den 15. folgen liess. Auf Anraten seines Sosigenes, des Aloysius Lilio, liess er bei den nicht durch 400 teilbaren Säcularjahren den Schalttag fortfallen. Dieser gregorianische Kalender fand allgemach überall Eingang; nur die Russen haben den julianischen beibehalten und sind somit um zwölf Tage zurück.

Um nun nach diesem Exkurs zum Thema zurückzukehren, so sind die lateinischen Monatsnamen fast allgemein ausschliesslich im Gebrauch und lauten folgendermassen:

In Italien: *1. Gennajo, 2. Febbrajo, 3. Marzo, 4. Aprile, 5. Maggio, 6. Giugno, 7. Luglio, 8. Agosto, 9. Settembre, 10. Ottobre, 11. Novembre, 12. Dicembre.*

In Spanien: *1. Enero, 2. Febrero, 3. Marzo, 4. Abril, 5. Mayo, 6. Junio, 7. Julio, 8. Agosto, 9. Setiembre, 10. Octubre, 11. Noviembre, 12. Diciembre.*

In Portugal: *1. Janeiro, 2. Fevereiro, 3. Março, 4. Abril, 5. Maio, 6. Junho, 7. Julho, 8. Agosto, 9. Setembro, 10. Outubro, 11. Novembro, 12. Dezembro.*

In Frankreich: *1. Janvier, 2. Février, 3. Mars, 4. Avril, 5. Mai, 6. Juin, 7. Juillet, 8. Août, 9. Septembre, 10. Octobre, 11. Novembre, 12. Décembre.*

In England: *1. January, 2. February, 3. March, 4. April, 5. May, 6. June, 7. July, 8. August, 9. September, 10. October, 11. November, 12. December.*

In Dänemark: *1. Januar, 2. Februar, 3. Marts, 4. April, 5. Mai, 6. Junimaaned, 7. Julimaaned, 8. August, 9. September, 10. October, 11. November, 12. December.*

In Schweden: *1. Januari, 2. Februari, 3. Mars, 4. April, 5. Maj, 6. Juni, 7. Juli, 8. Augusti, 9. September, 10. October, 11. November, 12. December.*

In der griechischen Kirche: 1. *ἰανουάριος*, 2. *φεβρουάριος*, 3. *μάρτιος*, 4. *ἀπρίλιος*, 5. *μάϊος*, 6. *ἰούνιος*, 7. *ἰούλιος*

8. *αὔγουστος*, 9. *σεπτέμβριος*, 10. *ὀκτώβριος*, 11. *νοέμβριος*, 12. *δεκέμβριος*.

Die Monatsnamen heissen in der russischen Sprache: Januar: **Январь** (*Janwar*); Februar: **Февраль** (*Fewral*); März: **Мартъ** (*Mart*); April: **Апрѣль** (*Aprel*); Mai: **Май** (*Mai*); Juni: **Іюнь** (*Jun*); Juli: **Іюль** (*Jul*); August: **Августъ** (*Awgust*); September: **Сентябрь** (*Sentjabr*); Oktober: **Октябрь** (*Oktjabr*); November: **Нoябрь** (*Nojabr*); Dezember: **Декабрь** (*Dekabr*).

Die Monatsnamen in der polnischen Sprache heissen: Januar: *Styczeń* = von *stykać* sich berühren; also Monat, in dem Anfang und Ende des Jahres sich berühren (??); Februar: *Luty* = Eisgangmonat (*lód*, pl. *lody* das Eis); März: *Marzec* = Frostmonat (*marznąć* gefrieren); April: *Kwiecień* (Blütenmonat); Mai: *Maj* (Grünes Laub); Juni: *Czerwiec* (Brachmonat); Juli: *Lipiec* (Lindenmonat); August: *Sierpień* (Erntemonatmit der Sichel); September: *Wrzesień* (Haidekraut); Oktober: *Październík* (Flachs-acheln); November: *Listopad* (Blätterfallmonat); Dezember: *Grudzień* (Gefriermonat). *)

Es ist der Kirche also bei keiner Nation gelungen, die römisch-heidnischen Monatsnamen zu verdrängen. Karl der Grosse gab sich, wie oben gesagt, viele Mühe, deutsche Namen dafür einzuführen, die sich an die Witterung, an die Produkte der Natur, an christliche Feste u. s. w. anschliessen, ohne dass es ihm besser gelungen wäre, die hergebrachten römischen zu verdrängen; allerdings leben die deutschen Monatsnamen Karls des Grossen noch in der Erinnerung des Volkes fort. Es ist in der That eigentümlich, dass selbst die Missionäre der Kirche, obgleich sie die heidnischen Wochentagsnamen zu verdrängen suchten, das gleiche nicht thaten hinsichtlich der Monatsnamen; noch eigentümlicher, dass die Kirche, die römische wie die griechische, welch' letztere jeden heidnischen Wochentagsnamen

---

*) Über die in Dänemark, Schweden etc. neben den römischen gebräuchlichen heimischen Monatsnamen vgl. Grimm a a. O. pag. 65 ff. Während Russen und Polen im ganzen den römischen Bezeichnungen sich anbequemt haben, bestehen bei sämtlichen übrigen Slaven die einheimischen fort, ibid. 67 ff.; cf Dobrowsky, Slovanka, Prag 1814, pag. 70—75.

ignoriert und die Wochentage nach Zahlen benennt, im eigenen Kirchenkalender sämtliche römisch-heidnische Monatsnamen beibehielten.

Januar.

Der Januar hat seinen Namen von dem römischen Gotte Janus. Dieser war der Gott der Ein- und Durchgänge (*ianua* die Thüre, *iani* Durchgänge in der Stadtmauer) der Thüren und der Thore, unter dessen Schutz Ein- und Ausgang eines jeden in Haus und Stadt stand. Darum trug Janus einen Schlüssel in der Hand (claviger). Seine Bilder, welche an Schloss und Durchgängen angebracht waren, hatten zwei Gesichter, die nach entgegengesetzten Seiten schauten (geminus). Er ist auch der Gott des Durch- und Überganges in Bezug auf die Zeit und jede Thätigkeit; so ist er der Gott des Anfangens und Beginnens im weitesten Sinne. Durch seine Macht erhält jedes Ding und jedes Werk im Beginnen die segnende Weihe und dadurch glücklichen Fortgang; denn auf einem glücklichen Anfange beruht auch der gute Erfolg. Als Gott des guten Anfanges wurde er jeden Morgen von den Priestern als der Pater matutinus angerufen; denn er öffnete am Morgen die Pforten des Olympos und verschloss sie am Abend. Ihm ist ganz passend der erste Monat des Jahres geweiht; der erste Tag dieses Monates *(Kalendae Ianuariae)* war sein Hauptfesttag. An der Scheide des alten Jahres stehend, sieht er mit einem Gesichte auf die Vergangenheit und, vor dem neuen Jahre stehend, sieht er mit dem andern in die Zukunft.*) An diesem Tage (am 1. Januar) wurde ihm ein Opfer gebracht, das besonders aus einem Kuchen von Mehl, *ianual,* bestand; auch enthielt man sich aller Worte von schlimmer Bedeutung, wünschte sich mit freundlichen Worten Glück und beschenkte einander mit Süssigkeiten, zum Zeichen, dass das Jahr süss werden möge. Auch heute gratuliert man sich ja in dieser Weise zum neuen Jahr.

*) Dies ist wohl auch im schwer erklärbaren polnischen Namen *styczeń* enthalten, sofern man die Ableitung vom Verbum *stykać* für zulässig hält.

Februar.

Die Römer fingen, wie oben gesagt, ehemals das Jahr mit dem Monat März an. Darum war der Februar der letzte Monat des Jahres und hatte seinen Namen daher, dass man gereinigt und gesühnt in die neue Zeit hinüberzukommen wünschte. Das Wort *Februarius* kommt nämlich von *februare* reinigen, sühnen, und bedeutet demnach „Sühnmonat, Reinigungsmonat“. Da im Monat Februar in Rom viele Fieber herrschten, welche viele Opfer forderten, so war Pluto, der Gott der Unterwelt, der Patron dieses Monates. *Februus* ist Prädikat des Pluto und bedeutet „Furchterreger“. Vergleichen wir die synonymen lateinischen Wörter: *Februus, Februarius, februare, febris,* so kommen wir auf das allen gemeinsame *φέβομαι* Furcht machen, *φόβος* Furcht, und könnte *febris* hinsichtlich des schüttelnden Fieberfrostes mit *φέβομαι* verwandt sein. (?) Im Monat Februar wurden zu Ehren des *Pluto-Februus* und der *Juna-Februa (Proserpina)* Feste gefeiert, an welche sich der Dienst der Manen und der unterirdischen Gottheiten, die *sacra amburbalia* und zu Ehren des Gottes Pan die *Lupercalia* anschlossen, bei denen man Umzüge mit brennenden Kerzen und Fackeln abhielt. Diese Feste schaffte das Christentum ziemlich ab. Zur Zeit des Pabstes Gelasius (492—496) soll nun das Fieber in Rom im Februar gewütet und viele Opfer gefordert haben. Einige glaubten, Pan zürne, weil die Lupercalien nicht mehr gehalten würden, und viele befiel ein grosser Schrecken — woher der heute noch übliche Ausdruck: „Panischer Schrecken“ kommen soll (?). Andere fürchteten, *Pluto-Februus* — der Furchterregende — zürne; darum soll eine Partei im Senate die Wiederherstellung der Lupercalien verlangt haben. Gegen diese Partei soll das Buch geschrieben sein, das wir noch von Pabst Gelasius besitzen: „*Adversus Andromachum senatorem ceterosque Romanos, qui Lupercalia secundum morem pristinum colenda constituebant*“. In diesem Buche wundert sich der Pabst über die Schamlosigkeit jener, die sich Christen nennen und doch behaupten, dass Krankheiten entstehen könnten, weil man die Dämonen (heidnische Götter)

nicht mehr ehre und dem Gotte *Februarius-Pluto* die Reinigungsopfer vorenthalte. Indes hielt es die Kirche später für zeitgemäss, so meinen einige Gelehrten, das Volk für den Verlust der Lupercalien zu entschädigen durch Einführung eines entsprechenden christlichen Religionsfestes, „Purificatio B. M. V.“ Mariä Reinigung oder Mariä Lichtmess. Man hätte keine passendere Feier finden können als Ersatz, weil Mariä Reinigung gerade in den Februar fallen müsste (vergl. Nork, der Festkalender S. 141—142. Allerdings ist wahr, dass das Fest Mariä Reinigung erst um die zweite Hälfte des 5. Jahrhunderts eingeführt wurde; aber es ward nicht in Rom zuerst eingeführt, sondern scheint unter dem oströmischen Kaiser Marcian (450—457) in der Diöcese Jerusalem aufgekommen zu sein. Eine fromme Matrone daselbst, namens Julia, hatte nämlich mit Kerzen die Darstellung Jesu im Tempel feierlich begehen lassen und gab somit Veranlassung zur Einführung dieses Festes überhaupt, oder wenigstens zum Gebrauche der Kerzen bei demselben. Andere Kirchen der Umgegend scheinen diesem Beispiele nachgefolgt zu sein, so dass das Fest bis Antiochia vordrang, wo es unter dem oströmischen Kaiser Justin I. (518—527) um 526 eingeführt wurde. Als bald darauf zu Konstantinopel eine ansteckende Seuche wütete, und andere Unglücksfälle hereinbrachen, verordnete Kaiser Justinian, man solle am 2. Februar das Hypapantefest (das Fest des Entgegenkommens) feierlich begehen, „damit der Erlöser, der dem Simeon im Tempel entgegen gekommen war, auch den Bedrängten gnädig entgegen oder vielmehr zu Hilfe kommen möge“ (*ἡ ὑπαπαντή* heisst nämlich das Entgegenkommen, von *ὑπαντάω* entgegenkommen). Auf diese Weise wurde, was früher nur Lokalfest für Jerusalem und Antiochia war, auf die ganze griechische Kirche ausgedehnt. Es ist demnach das neue Fest zunächst ein Fest Christi; so blieb es im Orient bis auf den heutigen Tag. Es kam also vom Morgenlande ins Abendland, aber nicht umgekehrt. Wäre die Feier in Rom zuerst und ursprünglich zu Ehren Mariä entstanden, so würde die heilige Messe

vorwiegend den Umstand der gesetzlichen Reinigung Mariens berücksichtigen. Nun wird nur im letzten Gebete der Messe der Mutter des Herrn besonders gedacht, während der gesamte übrige Inhalt, der Eingang *(Introitus)*, das erste Gebet *(Oratio)*, die Epistel und die Präfation sich nicht darauf beziehen. Es wird die Präfation von Weihnachten, nicht die von Marienfesten, gebetet und gesungen. Dem Feste wurde aber vorzugsweise die Bezeichnung eines Marienfestes gegeben, und man hob mit Rücksicht auf die römischen Reinigungsfeierlichkeiten das Moment der „Reinigung Mariä“ besonders hervor. Daher kommt es, dass das Fest die doppelte Bezeichnung hat „Purificatio B. M. V. et Praesentatio D. N. J. Chr.“ — „Reinigung der allerseligsten Jungfrau Maria und Darstellung unseres Herrn Jesu Christi“. (Vergl. Freiburger Kirchenlex. B. VI. a. Mariä Lichtmess 880 ff.)

Der römischen Kirche sind in der Bezeichnung dieses Festes die katholischen Völker gefolgt: 1. die italienische Bezeichnung ist *Purificazion;* 2. die spanische *Purificacion;* 3. die portugiesische *Purificação de nossa Senhora;* 4. die französische *la Présentation et Purification de N. S.* Das volkstümliche *La Chandeleur* entspricht dem deutschen Lichtmess; 5. die dänische *Maria Renselsesfest* Maria Reinigung und *Kyndelmisse* Lichtmesse; 6. die holländische *Maria Lichtmis;* 7. die englische *candlemas;* 8. die schwedische *Maria Kirkogång* oder *Kyndelsmessa.*

In der griechischen Kirche heisst das Fest *Ἡ Ὑπαπαντὴ τοῦ Κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ* die Begegnung unseres Herrn Jesu Christi; denselben Sinn hat das russische **Сретеніе Госпóдне** *(Sretenje Gospodne)*, während der Ausdruck Reinigung im polnischen *Oczyszczenie Najswiętszej Maryi Panny* wiederkehrt.

In den romanischen Sprachen ist das Moment der „Reinigung Mariä“, in den germanischen das der an diesem Marienfeste geweihten Kerzen vorwiegend (anschliessend daran, dass Simeon Christus ein Licht heisst). Aber im ganzen Abendlande herrscht der Charakter eines Marienfestes vor, während es im Morgenlande ausschliesslich ein Fest Jesu Christi ist.

März.

Dieser Monat verdankt seinen Namen dem Kriegsgotte Mars, dem er geweiht war, da Romulus dem ersten Monate des Jahres den Namen seines Vaters, des Mars, gab. (Vergl. Monat Februar).

April.

Dieser Name kommt wahrscheinlich von „*aperire*“ öffnen und hätte, da die Erde in diesem Monate zum Wachstum sich eröffnet, die Bedeutung „Keimmonat“.

Mai.

Dieser Monat ist benannt nach der Göttin Maja, der Mutter des Mercurius. (Am ersten Mai wurde der Göttin ein trächtiges Schwein geopfert — Symbol der Fruchtbarkeit.) Sie war die *Bona dea* (die Wohlthäterin der Menschen).

Juni.

Nach der Göttin Juno benannt, der Schwester und Gattin des Zeus.

Die Bedeutung der übrigen Monate Juli, August u. s. w. kennen wir bereits.

Obschon die Monatsnamen an römisch-heidnische Gottheiten und an das Heidentum erinnern, so war doch die Beibehaltung der Namen für die Ausbreitung und Erhaltung des Christentums kein besonderes Hindernis. Die Kirche selbst scheint ihnen auch kein besonderes Gewicht beigelegt zu haben und wusste die heidnische Erinnerung dadurch abzuschwächen, dass sie jedem Monate eine christliche Bedeutung gab. Jeder Monat bekam nämlich (entsprechend der Zahl zwölf im Apostelkollegium) seinen Aposteltag. Paulus beginnt die Reihe der Apostel (Pauli Bekehrung 25. Januar), weil er unter allen am meisten gethan hat. Petrus waltet (am 22. Februar Petri Stuhlfeier) als Oberhaupt der Kirche; er wird mit kahlem Kopfe abgebildet, was die Kahlheit des Winters andeuten mag. Beide Apostel, Petrus und Paulus, beherrschen die ersten Monate; Jakobus der ältere beherrscht den Juli (25.), weil er als Pilger der nach der Sommersonnenwende immer tiefer sin-

kenden Sonne nach Westen folgte und nach Spanien gelangte. Bartholomäus wird gefeiert im August (24.), weil das Abziehen seiner Haut dem Abmähen der Ernte von den Feldern gleicht. Der 18. Oktober, der Tag des Evangelisten Lukas, steht in Verbindung mit dem Sternbilde des Stiers, weil der Stier Symbol des Lukas ist. Thomas ist als der Zweifler der letzte (29. Dezember).

Bei den nicht in die Reihe aufgenommenen Aposteln fällt auf, dass eine nahe liegende Beziehung nicht auf sie Anwendung gefunden hat. So ist der Tag des Evangelisten Markus, dessen Symbol ein Löwe, auf den 25. April verlegt, obgleich dieser Tag nicht unter dem Sternbilde des Löwen steht.

Ausser den Aposteltagen sind einzelne Monate durch hohe christliche Feste ausgezeichnet, und zwar sind es dieselben, wie bei den römischen und deutschen Heiden. Das wird sich uns deutlich zeigen, wenn wir den Wortsinn und die Bedeutung der höchsten christlichen Fest- und Feiertage kennen lernen. Aber auch da werden wir derselben Eigentümlichkeit begegnen, dass die deutschen Namen dieser christlichen Fest- und Feiertage ursprünglich heidnisch sind und nach ihrem Wortsinne den Gegenstand des christlichen Festes nicht bezeichnen.

Kap. 3. Die Feste.

1. Weihnachten und Martini.

Es ist das Gedächtnisfest der Geburt Jesu Christi. Im Kalender der römischen Kirche heisst es: „*Nativitas Domini nostri Jesu Christi*“ — „Geburt unseres Herrn Jesus Christus“. In der griechischen Kirche: „*Ἡ κατὰ σάρκα Γέννησις τοῦ Κυρίου Ἰησοῦ Χριστοῦ*“ „Die Geburt Jesu Christi dem Fleische nach“ (d. h. die zeitliche, im Unterschiede von der Zeugung des Sohnes Gottes aus dem Vater von Ewigkeit her).

Die volkstümlichen Bezeichnungen des Festes sind:

1. In Italien: „*Natale*“ — „Geburtstag“.

2. In Spanien: „*Natividad*“ — Geburtstag.

3. In Portugal: „*Dia de natal*“ oder auch „*nascimento de nosso Senhor*“ „Geburtstag“ und „Geburtstag unseres Herrn“.

4. In Frankreich: „*Noël*“ (vom lateinischen *natalis*) „Geburtstag“.

5. In England: „*Christmas*“ — „Christmess“, und „*yule*“ (angelsächsisch).

6. In Holland: „*Kerstmis*“ „Christmess“ und „*Kerstdag*“ „Christtag“.

7. In Dänemark: „*Juul*“ (Sing.) und „*Julen*“ (Plur.).

8. In Schweden: „*Jul*“.

9. In Deutschland: a) althochdeutsch: *Wîhenat, Wîhenaten, Wîhnaten, Wîhenächten, Wîenechten, Wînachten.* b) mittelhochdeutsch: *Wîhennaht, Wîhe naht.* c) neuhochdeutsch: „Weihnachten“.

10. In Polen: „*Boże Narodzenie*“ — „Geburt Christi“.

11. In Russland: Рождество́ Христо́во *(Roschdestwo Hristowo)* „Geburt Christi“.

Die Zusammenstellung der verschiedenartigen Benennung dieses allgemeinen christlichen Festes zeigt uns wieder, dass, während die romanischen Völker und der Orient der kirchlichen Bezeichnung sich angeschlossen haben, die germanischen Völker dagegen mit wenigen Ausnahmen davon abweichen. Die Ableitung des Namens selbst ist folgende.

Die Wintersonnenwende (21. Dezember) bringt das Licht zurück, die Tage werden länger, darum war diese Zeit unseren Alten als eine Vorbedeutung der Wiederkehr des Frühlings und Sommers heilig. Um diese Zeit öffnet sich der Himmel, in welchem Wôdan mit seinem Heere, vom Wolkenberge umschlossen, schläft. Der Volksglaube in Schwaben sagt heute noch, dass, wer sich um diese Zeit auf eine Kreuzstrasse stelle, den Himmel offen sehe. Zwölf Nächte (d. h. Tage) dauert die heilige Zeit; sie heisst „*Jul*“ d. i. Sonnenrad. Sie beginnt am 25. Dezember und dauert bis 6. Januar. Diese Zeit gilt als vorbedeutend für das folgende Jahr; in diesen zwölf Nächten (d. h. Tagen) wird der Kalen-

der für dasselbe gemacht, d. h. wie das Wetter in den 12 Tagen ist, so wird es in den 12 Monaten sein,*) und was man in dieser Zeit träumt, trifft ein. Darum hiess Weihnachten nach *Baeda Venerabilis* bei den Angelsachsen „*Modranecht*", d. h. „Nächte der Mütter", „Mütternächte" deswegen, weil sie gleichsam die Mütter der 12 Monate des Jahres sind, deren Witterung sie vorbilden sollen. In dieser Zeit steigen die Seligen, aus ihrem Schlaf im Wolkenberge erwachend, zur Erde nieder und wandeln unter den Sterblichen; man darf daher die Tiere nicht beim rechten Namen nennen, weil in ihrer Gestalt die Seelen verborgen sein könnten; statt „Maus" sagt man „Bönlöpr" („Bodenläufer"), statt „Fuchs" „Langschwanz" u. s. w.

Auf dieser altheidnischen Anschauung beruht der heutige Volksaberglaube, dass in der hl. Christnacht das Vieh im Stall redet. In Wäldern und Feldern wird es laut; da ertönt das brausende Lied des wütenden Heeres. Mit den Geistern der Verstorbenen steigen die Götter zur Menschenwelt herab, ziehen wieder ins Land ein und halten einen segnenden Umgang in den Dörfern und Fluren. Dafür verlangen sie feiernde Verehrung. Nichts darf gearbeitet werden; denn es ist heilige Zeit. Wer diese Zeit entheiliget, den zerreisst der Wolf. Auf den Bergen loderten Festfeuer.

An den Weihnachten hatten aber auch noch andere Götter teil, besonders die Sonnengötter, weil es das Fest der wiedergeborenen Sonne war, also namentlich Freyr, Baldur oder, da dieser um diese Zeit bei der Hel (daher das Wort Hölle) in der Unterwelt ist, sein Rächer Vali. Ganz besonders wird Wôdan gefeiert; denn Wôdan führt seine Braut, die Holda, auf dem Lande umher, überall Segen ver-

---

*) In der Provence glaubt man heute noch, dass das Wetter der zwölf Tage vor Weihnachten das der zwölf Monate des Jahres bestimme und nennt darum diesen Zeitraum *coumtié* oder *calendrieu*. — Damit lässt sich die in einigen Gegenden Deutschlands verbreitete Sitte vergleichen, zu Weihnachten zwölf Gefässe mit Salz, entsprechend den zwölf Monaten, aufzustellen. Die Gefässe, deren Salz am meisten Wasser zieht, bedeuten dann feuchte Monate.

breitend. Überhaupt ragen alle Götter in diese Zeit hinein; man empfindet ihre Nähe. Dieses Fest heisst „Jul“ = Sonnenrad, weil die Sonnengottheiten besonders verehrt wurden. Weil das Fest 12 Nächte (Tage) dauerte und sehr heilig war, heisst es Weihnachten, d. h. die „heiligen, geweihten Nächte“, oder ins Neuhochdeutsche übersetzt: „die heiligen Feiertage“. Der Plural „Weihnachten“ ist darum bezeichnend. Weil die Feiertage im eigentlichen Sinne ein Sonnenfest sind, so ist die gewöhnliche Übersetzung des englischen *„yule“*, dänisch und schwedisch *„jul“* mit „Weihnachten“ dem Wortsinne nach nicht ganz zutreffend, denn Julfest und Julzeit ist das Fest und die Zeit der Wintersonnenwendfeier, das Fest des Sonnenrades zur Mittwinterzeit. Beide Bezeichnungsarten des Geburtsfestes Christi mit „Weihnachten“ und *„yule, juul, jul“* u. s. w. sind ihrem Ursprunge und ihrer ursprünglichen Bedeutung nach germanisch-heidnisch.

[Wie der Geburtsfeier Christi eine Vorfeier, der Advent, (*adventus*, Ankunft Christi) vorausgeht, so hatten auch die Heiden eine Vorbereitung auf das Julfest. In Deutschland galt hie und da schon der Martinstag (11. November), die Gedächtnisfeier des Bischofs Martin von Tours († 401), für Winteranfang; auch die gallische Kirche begann mit diesem Tage die Adventszeit (Binterim I. cap. 16, 7). Daher das Sprichwort: „St. Martin macht Feuer im Kamin.“ Mit „Martini“ beginnt eine Pacht- und Mietzeit. Der Festtag dieses Heiligen scheint an die Stelle des Festtages der Vorfeier vom Julfest getreten zu sein. In manchen Gegenden Deutschlands isst man die sogenannte „Martinsgans“. Dem Wôdan war nämlich die Gans heilig, darum opferte und ass man ihm zu Ehren eine Gans. Offenbar ist die sogenannte „Martinsgans“ ein Rest des Wôdankultes. Um ihn zu verdrängen, hat man die Gedächtnisfeier des heiligen Martin, die gerade in diese Zeit fällt, an dessen Stelle eingeführt, was um so leichter war, als Martins Eigenschaften, besonders seine Wohlthätigkeit, mit denen Wôdans übereinstimmten. Das Gleiche gilt von Martins Symbolen, dem Schimmel und

dem Mantel. In Böhmen wird Martin nicht minder verehrt als in Deutschland. In Böhmen sind 79 Kirchen seinem Andenken geweiht, und sein Festtag wird noch immer in den Familien festlich begangen. In den czechischen Distrikten gilt er als Patron der Herden, und nach der Volksredeweise reitet er auf seinem Schimmel, wenn an seinem Tage Schnee fällt. Auch dort ist die Gans das Festgericht des Martinstages.

Die Tradition lässt den heiligen Martinus, den Patron alles Geflügels und Viehes, von Gänsen verraten werden. Seiner Tugenden wegen vom Volke zum Bischof erwählt, wollte er aus Bescheidenheit die ihm bestimmte Würde nicht annehmen und hatte sich in einen Gänsestall geflüchtet, um sich vor der suchenden Volksmenge zu verbergen. Zur Erinnerung daran soll noch immer jeder Hauswirt und jeder Meister mit seinem Gesinde eine gebratene Gans verzehren. Der Hausherr zerlegt den Braten selbst und giebt nach alter Sitte dem Gesellen resp. dem Grossknecht und der Grossmagd ein Bein, dem Lehrling oder dem Knecht und der Magd einen Flügel, damit die ersten tüchtig laufen und arbeiten, die zweiten aber bei ihrer Arbeit gleichsam fliegen. Diese Gewohnheit ist in Böhmen so eingewurzelt, dass das Gesinde lieber aus dem Dienste geht, als dass es in einem Hause bleibt, in dem der Tag nicht gefeiert wird. Für sich selbst lässt der Hausherr das Brustbein übrig, welches er rein abnagt, um aus der Farbe der Knochen voraussagen zu können, ob der bevorstehende Winter kalt oder warm sein wird. Selbst in den Spitälern, z. B. in Kukus an der Elbe, sind Stiftungen zum Kauf einer Martinsgans gemacht worden. Von den Protestanten wird die Feier auf Johann Huss bezogen, den sie für den Vorläufer Martin Luthers halten.]

Wie die Germanen, hatten auch andere heidnische Völker die Wintersonnenwende mit religiösen Festen begangen. Die griechischen und römischen Priester stellten am Neujahrstage den Zeitgott als ein Kind dar. Die Ägypter feierten zu dieser Zeit die Geburt des Sohnes der Isis. Auch

der persische Sonnengott Mithra kam am 25. Dezember zur Mitternachtsstunde in einer Höhle zur Welt. Weil die Sonnenwende überall zur selben Zeit stattfindet, ist auch die Zeit der Feier mehreren alten Völkern gemeinsam. Die Sonnenwende aber dauert, wie oben gesagt, vom 25. Dezember bis 6. Januar; darum war dieser Zeitraum vielen Völkern, die den Sonnenkult hatten, heilig. Daraus hat man geschlossen, dass die Kirche, der Gewalt der Sitte weichend, ebenfalls diese ganze Zeit als Festzeit behandeln musste. Auf den 6. Januar liess man nicht nur das Epiphaniefest, sondern auch die Gedächtnisfeier der Taufe Jesu im Jordan und die des ersten Wunders Jesu zu Cana in Galiläa fallen. Da nun der 6. Januar den Schluss der uralten heidnischen Feier der Wintersonnenwende, der sogenannten Zwölften bilde, welche vom 25. Dezember bis 6. Januar dauerte, so habe die morgenländische Kirche das Geburtsfest Christi mit dem Epiphaniefest zugleich gefeiert. Die abendländische Kirche aber habe den ganzen heidnischen Cyklus vom 25. Dezember bis 6. Januar in ihren Kult hinübergenommen, um durch ein christliches Fest das heidnische zu verdrängen.

Der hl. Augustinus, Bischof von Hippo in Nordafrika († 430), sagt *(de Trinitate IV. 5)*, dass die abendländische Kirche, gestützt auf eine alte Tradition, von Anfang an das Geburtsfest Christi am 25. Dezember begangen habe. Das nämliche sagen die sogenannten Apostolischen Konstitutionen (apokryphe Schriften aus dem 4. Jahrhundert, die sich für apostolisch ausgeben) *Lib. V. cap. 13; Lib. VIII. c. 33.* Dasselbe bezeugen die Predigten der abendländischen Kirchenväter. Der Bischof Maximus von Turin z. B. preist (um 400) in seiner Predigt die Vorsehung dafür, dass Christus gerade an einem heidnischen Feste habe geboren werden müssen, damit die Menschen angeregt würden, sich des heidnischen Aberglaubens zu schämen.

Der hl. Augustinus sagt: „Wir feiern den 25. Dezember nicht wegen der Geburt des Gottes der Sonne, wie

die Ungläubigen, sondern wegen der Geburt dessen, der die Sonne geschaffen hat.“ (Sermo 190.) Pabst Leo I., der Grosse (440—461), klagt in einer Weihnachtspredigt: „Der Teufel habe einfältige Seelen so berückt, dass sie sich einbilden, dieser Tag sei nicht sowohl wegen der Geburt Christi, sondern vielmehr wegen der neuen Laufbahn des Sonnengottes heilig.“ Die Kirchen zu Alexandrien und zu Antiochien feierten, abweichend von der römischen, anfangs das Geburtsfest Christi und das Dreikönigsfest am 6. Januar; später schlossen auch sie sich hierin dem Abendlande an.

Historisch steht so viel fest, dass vor dem vierten Jahrhundert das Geburtsfest Christi durch einen besonderen Festtag nicht gefeiert wurde.

Ursprünglich war die römische Wintersonnenwendfeier vom 21. bis 23. Dezember. Erst durch die von Pompeius gefangenen Seeräuber wurde der Mithrasdienst im römischen Reiche bekannt, durch Domitian (81—96 n. Chr.) und Trajan (98—117) aber förmlich eingeführt. Zahlreiche Mithräen wurden ja auch in Deutschland gefunden. Zu den bekanntesten gehören die zwei Karlsruher Nr. 16 und 118 des Saales II und das des Mannheimer Antiquariums (cf. Lamey, act. Palat. I. 204; Stark, Zwei Mithräen, Heidelb. 1865, pag. 28; Haug, Beil. zum Progr. des Mannh. Gymn. 1876, pag. 14). Da in Persien der Mithras am 25. Dezember gefeiert wurde, so wurde auch im römischen Reiche das Wintersonnwendfest (statt vom 21. bis 23.) am 25. Dezember begangen. Zur Zeit der Kaiser Constantin II. (337—348), Constantius (337—361) und Constans (337—350) wurde dann unter Pabst Julius I. (337—352) an die Stelle des Geburtstages des heidnischen Sonnengottes der Geburtstag Christi gesetzt. Daraus folgt nun keineswegs, dass die Kirche diese Geburtstagfeier nur willkürlich auf den 25. Dezember verlegt habe, wie Nork will (a. a. O. S. 755. 1. b). Denn in seinem tendenziösen Werke will Nork nach dem Vorgange französischer Schriftsteller der Voltaireschen Zeit und Schule beweisen, dass das Christentum überhaupt

nur eine höhere Entwickelung des Heidentums, eine Verschmelzung des jüdischen Monotheismus mit dem Polytheismus des Heidentums sei. Dies deutet schon der Titel seines Festkalenders an, welcher die Entstehungs- und Umbildungsfeste von „Naturfesten in Kirchenfeste“ zu geben verspricht.

„Dass der Tag dieser zweiten Weltschöpfung (der Geburt Christi) am 25. Dezember gewesen, ist über allen Zweifel gewiss“, sagt Mattes (Freib. Kirchenlexikon V. S. 574), indem er sich auf Sepp (das Leben Jesu I. 64 ff.) und Weigl: Theologisch-chronologische Abhandlung über das wahre Geburts- und Sterbejahr Christi (I, 123 f.) beruft, die sich ihrerseits auf die Archive zu Rom stützen.

Das Zusammentreffen der Geburt Christi mit der Wintersonnenwende giebt für die Symbolik reichen Stoff. Fast alle Religionen ziehen den Sonnenkult mythisch oder symbolisch in ihren Dienst; ist ja die Sonne die Urquelle von allem sinnlich wahrnehmbaren Lichte und darum auch Sinnbild jenes Urquells, von dem alles geistige Licht kommt. In der christlichen Religion ist sie ganz besonders das Symbol von Christus. Bei Malachias (4, 2) wird tröstend auf den Messias hingewiesen, „der aufgehen werde als Sonne der Gerechtigkeit“. Bei Lukas (1, 78) heisst Christus der „Aufgang aus der Höhe“. In einer ambrosianischen Hymne wird er angerufen: *„O sol salutis!“* „O Sonne des Heils!“ Die Sonnenwirkung ist das älteste und vornehmste Symbol der unbefleckten Empfängnis Christi und der unversehrten Virginität Mariä. Wie der Sonnenstrahl durch Glas dringt, ohne es zu zerbrechen, so befruchtet Gott den Leib Mariä, ohne ihrer Jungfräulichkeit zu schaden. *(Transit, non frangit, non vi sed virtute.)* Wie die Sonnenwärme in der Erde nichts zerstört, sondern sie nur mit Blumen ziert, so schmückt Gott die heilige Jungfrau mit der Geburt des göttlichen Kindes *(non gravat et gravidat, ornat, non onerat)*. Diese Vergleichung Christi mit der Sonne wiederholt sich in unzähligen Liedern und Reden. Was ist bei diesem Feste um diese Jahreszeit natürlicher als dieser Vergleich? „Es ist, als bebe mit ihr etwas

Unaussprechliches durch die ganze Natur und alles, was lebt, scheint von ihm ergriffen zu werden. Sonnenwende im Winter! Heimlich, verborgen, und doch mächtig! Darf man von einer Feier der Natur reden, so ist sie vor allen andern Naturgefühlen mit diesen Worten zu bezeichnen. Ist es nicht, als wenn Alt und Jung in jeder Ader und jedem Nerv sie empfände, und als wenn sie durch jede Muskel zucke? Auch liegt etwas Geheimnisvolles darin. Die Sonnenwende ist schon geschehen in der Stille der Nacht, und man sieht es noch nicht. Man merkt nur den Stillstand. Man weiss, dass mitten in der längsten Nacht das Licht zu einem neuen Lauf geboren ist; aber es kündigt sich nur dadurch an, dass die Nächte nicht länger und die Tage nicht kürzer werden. Jene nehmen noch nicht ab und diese nicht zu. Es ist Stillstand der Sonne, Solstitium. Im Sommer ereignet sich Ähnliches, aber der stillstehende Tag zerstreut die Sinne durch die Menge der erleuchteten Dinge. Indes im Winter ist dem innern Sinne ein weiterer Raum vergönnt, und er ahnt und gewahrt, was im Verborgenen vorgeht. Man vernimmt gleichsam den gewaltigen Kampf der Kräfte der Natur. Die Erde befindet sich in der Sonnennähe, aber ihre Finsternis ist noch so mächtig, dass das neue Licht der Sonne, das an sie heranzittert, noch nicht durchdringen kann. Es währt lange, bis man den Sieg zu gewahren vermag. Zwölf Tage wenigstens dauert der Kampf, die Nachwirkung der alten Nacht und die Ausführung des Sieges, den das neue Licht errungen, das beharrliche Sträuben der besiegten Dunkelheit, in dem sie den Stand behauptet, und der leise, stille, zuversichtliche Fortschritt des Lichts. Indes Sonne, Licht, Leben sind nichtsdestoweniger Sieger. Denn das Stillstehen der bisher immer wachsenden Nacht und des immer mehr absterbenden Tages giebt uns die Bürgschaft, dass etwas Neues vorgegangen ist, dass eine andere Macht aufgetreten, dass ein Kampf begonnen, und eine Neugeburt im Werke ist. Das Licht ist wiederum geboren, ein neues Jahr beginnt durch den Zufluss frischer Kräfte aus der Sonnennähe, und die Sonne wird den Sieg davontragen. Kurz, was ist

dieses Mittwintergefühl anderes als die Ahnung, keine Not sei so gross, dass nicht von oben herab Hülfe werde, und kein Fluch so schwer, dass ihn nicht der Segen überwinde! Nunmehr erwacht man vollständig zu dem wahren Neuen; die Ahnungen der vier früheren Wochen sind erfüllt, und die Erinnerungen aus den vorigen Jahren haben uns nicht umsonst geleitet. Das ist die heimliche Freude und die feierliche Hoffnung in dem Stillstand der Nächte im Mittwinter" (Strauss, Kirchenjahr, S. 100). Schon den Heiden war die Wintersonnenwende ein allgemeines, hohes Freudenfest. Man fasste es zugleich als eine Feier der Befreiung aus der durch das neue Licht und Leben von den Fesseln des Winters befreiten Natur. Daher die berühmten Saturnalien der Römer, an denen, so lange das Fest dauerte, alle Sklaven frei waren. Auch unter uns lebt diese Vorstellungsweise fort; Kinder und Dienstboten werden beschenkt; natürlich ist die ursprünglich heidnische Sitte christianisiert, und die heidnische Idee der Gleichheit aller durch das Christentum vervollkommnet worden. In Christo sind wir alle gleich, da giebt es keine Sklaven.

Die spezifisch christliche Symbolik unterscheidet demnach die nur einmal erfolgte Geburt des Gottmenschen von der jährlich sich wiederholenden scheinbaren Wiedergeburt der Sonne und bezeichnet diese Einzigkeit in der Zeit durch den Stern der Weisen. Er wird damit als der Mittel- und Wendepunkt der ganzen Weltgeschichte angedeutet. Vorher war alles Nacht, nachher wird alles Tag. Der Stern der Weisen geht als Morgenstern der neugeborenen Sonne — Christus — vorher; aber wie dieser Stern nur einmal existierte und einzig in seiner Art war, so ist es auch die Geistessonne — Christus.

Legende und Sage haben die Bedeutung jenes Zeitpunktes noch ausgeschmückt. Wie beim Tode, so soll auch bei der Geburt Christi die Natur in ungewöhnlicher Bewegung gewesen sein. Obgleich es Winter war, sollen die Weinberge von Engaddi geblüht haben (Nieremberg, historia naturae 473). Eine Menge Schlangen sollen durch die Luft ge-

flogen sein (die aufgeregte Hölle). Das Orakel zu Delphi soll verstummt, die Säule des Romulus durch einen Blitz zerschmettert, die römischen Gesetztafeln erloschen sein. Eine Sibylle hatte in der Stunde, da Christus geboren wurde, eine Vision, in welcher sie Mutter und Kind in der Sonne sah. Tiefer begründet ist die gerade entgegengesetzte Symbolik, nach welcher zur Zeit Christi Geburt unter Kaiser Augustus auf der ganzen Erde der vollkommenste Friede herrschte (Sepp a. a. O. I. 6).

Tiefdenkende Kirchenlehrer wiesen bei der Feier dieses Festes im Wintersolstitium darauf hin, dass die Geburt Christi bedeutsam in die Zeit der längsten Nächte und kürzesten Tage gefallen sei, weil der Unglaube damals die ganze Welt wie eine Nacht bedeckte, von nun an aber abnehmen und der Glauben an Christus sich mehren sollte (Gregor v. Nyss. T. III. p. 340. Augustin serm. 190. u. Leo M. serm. 25. n. 1).

In dieser Weise christianisierte also die Kirche überall die heidnischen Wintersonnenwendfeste, indem sie die Sonne der Geisterwelt in die umnachtete Welt des Unglaubens eintreten lässt, in derselben Stunde, in welcher die physische Sonne in ihrem Wintersolstitium steht und von wo an sie aus ihrem tiefsten Stande sich höher und höher hebt, die Tage verlängert, und Frühling und Sommer herbeiführt.

Christus erleuchtet und befruchtet auf geistige Weise die Menschheit, wie die Sonne die Erde. Nicht ohne Grund hat die Hostie die Gestalt der Sonne: oft ist sogar das Bild der strahlenden Sonne auf ihr abgeprägt; viele Monstranzen haben die Gestalt der strahlenden Sonne.

Wenn wir in der Betrachtung des Weihnachtsfestes fortfahren, so entdecken wir noch mehr heidnische Reminiscenzen. Das ursprünglich älteste Symbol Wôdans war ein grüner Baum in der Mitte des Hains in einem Raume, welcher seiner besonderen Heiligkeit wegen anfänglich durch eine Schnur vom umliegenden Walde getrennt war. Man kann deswegen vermuten, dass der „Christbaum“ in Anbetracht seiner grünen Zweige, Lichter und Früchte ursprüng-

lich auf ein Symbol Wôdans zurückgeht. Der Wôdanstempel und die Wôdansbildsäule zu Upsalla und seiner Walhalla sind von Gold. Am Christbaume fehlen selten der Goldschmuck und Lichter, Symbole der Sonne. Wôdan ist aber ein Sonnengott. Der Weihnachtsbaum ist — wie Rossmässler, „Die Natur im Winterkleide", sehr schön sagt — durch und durch das Bild des jetzt im Schlummer liegenden Lebens der Natur. Die immer grüne Fichte oder Tanne veranschaulicht uns das Bild der unsterblichen Kraft des Lebens, welches bald wieder ringsum seine zur Auferstehung heraufrufenden Hände ausstrecken wird, wie die nach allen Seiten hin sich ausbreitenden Zweige des Bäumchens. Nicht blos Äpfel und Nüsse, auch Tiergestalten aller Art sind, mit unverweslichem Golde geschmückt, an seine Zweige gehängt. Die jetzt von der Erde abgewandte Sonne ist durch leuchtende Kerzen auf den abwärts geneigten Zweigen symbolisch vergegenwärtiget; und die von ihnen emporsteigende Wärme dreht die am Gipfel angebrachten Windmühlen herum, wie die zurückkehrende Sonnenwärme den Kreislauf des Stoffes bald wieder durch die Tier- und Pflanzenwelt treiben wird.

Die Weihnachtsfeste wurden mit Opferschmäusen verbunden; solche fanden statt am 25., 31. Dezember und 6. Januar. Besonders beliebte Speisen waren: Klösse, Fische, besonders Karpfen, Honig mit Hirsebrei, Schweinskopf, geräuchertes Schweinefleisch mit Backobst. Die Backwerke waren geformt als Bilder der Götter oder der ihnen heiligen Tiere; häufig war Honigkuchen dabei. Einen Rest dieser heidnischen Opferkuchen haben wir im sogenannten Hutzelbrot und in dem Lebkuchen. Zur Weihnachtszeit feierte man eigentlich die Werbung Wôdans um Holda und liess darum beide Gottheiten eine Brautfahrt machen. Überreste dieses Kultes haben wir in dem sogenannten Christkindchen. In Hessen kommen zwei weissgekleidete Personen, ein Mann und eine Frau, mit verhülltem Angesichte in die Häuser, um die Kinder zu bescheren; der Mann heisst „Niklas", die Frau stellt einen Engel vor.

Auch bei uns, im südwestlichen Deutschland, machen

der Niklas und das Christkindchen als „Engel“ mit ihren Geschenken Besuche bei Kindern, aber nicht zusammen, sondern Niklas am 5. und das Christkindchen am 24. Dezemberabend.

Bei dieser Gelegenheit dürften einige Worte über dies Niklasfest am Platze sein:

Der heilige Nikolaus, zu Patara in Lycien von vornehmen Eltern geboren, war Bischof zu Myra in Lycien († 352). Er ist bekannt als grosser Wohlthäter der Armen. Einst erfuhr der Heilige, dass ein armer Vater aus grosser Not seine 8 Töchter zu einem sündhaften Leben bewegen wollte. Da warf er in stiller Nacht ungesehen dreimal eine grosse Summe Geldes durch ein halb offenstehendes Fenster in das Haus der Bedrängten, und dadurch konnte der Vater anständig leben und seine Töchter verheiraten. Darum ist Nikolaus auch ein Patron der Jugend und kommt verkleidet als ein Greis mit langem, weissem Barte, in einem weiten Mantel, unter welchem er Geschenke für brave Kinder und eine Rute für die bösen verborgen hält. Offenbar sind also die Attribute und Symbole Wôdans auf Niklas übertragen und der Umzug des Niklas und des Christkindchens wiederum ein christianisierter Überrest eines heidnischen Festes.

Für die Rosse der himmlischen Mächte wurde bei den Alten Viehfutter nachts hinausgestellt. In Alemannien hängt man ein Bündel Heu hinaus für den Esel des Christkindchens. In einigen Ortschaften Schwabens pflegt man an Weihnachten auf einer Stange eine volle Fruchtgarbe aufzustecken, damit auch die Vögel sich freuen sollen.

In Böhmen zieht zur Adventszeit der heilige Christ, begleitet von Nikolaus, Petrus, einem Engel und dem Knechte Ruprecht von Haus zu Haus, erkundigt sich nach der Aufführung der Kinder und beschenkt sie mit Nüssen, während der geschwärzte und in Pelz gehüllte Ruprecht mit der Rute droht. Die letztere Figur ist entschieden heidnisch, gehört nicht in die Tradition der Christbescherung und wurde den viel ältern Umzügen des Pelzmartels und Niklas entlehnt. Weinhold hat dies bereits erkannt und sieht in dem verachteten Knecht Ruprecht nur die zurückgedrängte Gestalt

des ruhmglänzenden (= *hruodperaht*) Gottes, also Wôdans. Das gleiche kann mit Recht vom Pelzmartl behauptet werden. Wenn aber der Knecht Ruprecht im Nikolausspiel neben dem heiligen Bischof, der sichtlich nur Wôdans Stelle einnimmt, auftritt, so darf eine solche Verdoppelung um so weniger befremden, als durch das Eindringen der Legende in die Volkssage christliche Persönlichkeiten sich häufig mit heidnischen vermischen mussten und unter diesem Vermischungsprozess das ursprüngliche Verständnis sich immer mehr verschleierte.

Der Pelzmartl, welcher nun durch den Niklas und die Christbescherung gänzlich verdrängt ist, war früher eine in ganz Bayern übliche Erscheinung des heiligen Martin, der in Pelz gekleidet mit einem Sacke und einer tüchtigen Birkenrute versehen, die Kinder besuchte und ausfragte, und sie nach Befinden mit Äpfeln und Nüssen beschenkte oder bestrafte. Noch heutigen Tages erscheint zu Weihnachten in Schwaben der Pelzmärte, in österr. Schlesien St. Martin auf seinem Schimmel und bringt den Kindern Geschenke, darunter stets ein Gebäck, das sogenannte Martinshörnl. Seine Deutung erhält der Pelzmartl durch den Sunwendfeuermann, der gleichfalls in Österreich beschenkend umreitet. Seitdem der Pelzmartl verschwunden, fiel die Rolle des Kinderbelohnens und Schreckens dem hl. Niklaus und seinem Knechte Ruprecht oder dem Klaubauf zu. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts wanderte der Niklas zu München in der ersten Adventwoche herum, mit Bischofsmütze und Stab geziert, und beschenkte die guten Kinder und Dienstboten. Der Klaubauf schritt hinter ihm, in Pelz und rasselnde Ketten gegürtet, mit feurigen Augen und roter Zunge, mit einem langen Strohzopfe, sowie einer Peitsche und einem Sack zum Hineinschieben der Ungehorsamen. In Österreich erscheint der „Niglo“ begleitet vom schwarzen Ruprecht, oder dem sogenannten Krampus. Wo St. Niklas allein erscheint, wie der „Seneklos“ im Lechram, da ist er in Pelz und Ketten gegürtet und vereinigt die mythische und Legendenpersönlichkeit (Quitzmann a. a. O. S. 36—39).

Die belohnenden und bestrafenden Wanderungen der alten Götter hat die christliche Legende auf den Heiland und seine Heiligen übertragen. Wenn auch hiezu Anhaltspunkte genug in den Wanderungen Christi und der Apostel liegen, so enthalten jene Legenden doch meist so volkstümliche und der kirchlichen Tradition fremdartige Auffassungen und Ausschmückungen, dass es nicht allzu gewagt erscheinen kann, dieselben auf entsprechende Züge des heidnischen Altertums zurückzuführen (Quitzmann a. a. O. S. 35).

An Weihnachten hatte früher in ganz Süddeutschland eine Bescherung und Anzünden eines Christbaums nicht stattgefunden. Diese Sitte ist aus dem Norden zu uns gekommen, hat jedoch in den katholischen Gegenden, namentlich auf dem Lande, den St. Nikolaus nicht verdrängt. In den Städten findet aber jetzt am Christabend fast überall die Bescherung in gleicher Weise wie am St. Nikolaustage statt und wird ein Christbaum (Fichten- oder Tannenbaum) mit vergoldeten und versilberten Nüssen, Guirlanden von Gold- und Silberpapier, farbigen Glaskugeln u. s. w. verziert, mit Süssigkeiten behängt und mit brennenden Lichtern besteckt. Statt des St. Nikolaus erscheint am Christabend als Christkind ein junges Mädchen, weiss gekleidet, welches wie der hl. Nikolaus die Kinder examiniert, die braven und fleissigen belobt und beschenkt, die unartigen und faulen tadelt und mit der Rute bestraft.

In England brennt man am hl. Christabend Kerzen von ungemeiner Grösse, ein grosser Klotz (der Yulblock) brennt auf dem Feuer. In Marseille heisst er *calendeau* oder *caligneau,* und wird mit Wein und Öl besprengt, der Hausvater steckt die Flamme an. In der Dauphiné, wo er *chalendal* heisst, lässt man ihn ruhig ausbrennen, weil er für heilig gilt. Das Fackeltragen in Dreux (*Trefue i. e. trois feux,* drei Feuer nennt man es in Bonneval) hat keinen andern Zweck*). In

*) In Burgund ist noch heute die bûche de Noël, der Weihnachtsklotz sehr in Gebrauch. Aus ihm sollen während der heiligen Nacht Süssigkeiten für die Kinder hervorkommen.

Italien zünden die Burschen im Gebirge der Abruzzen Holzhaufen vor dem Hause der Geliebten an. Je grösser das Feuer, desto grösser die Liebe. Erwartungsvoll sind alle Augen nach der Hausthüre gerichtet. Wenn die Flamme lustig flackert, tritt das Mädchen schweigend heraus; giesst es Wasser auf die Glut, so ist es ein Zeichen abschlägiger Antwort, holt es sich aber einen Brand für den eigenen Herd, so bedeutet es die Einwilligung der Eltern.

In manchen Familien wird in der Christnacht eine Jerichorose ins Wasser gestellt und von abends 6 Uhr bis Mitternacht darin gelassen und unterdessen von den Familienmitgliedern ein Rosenkranz gebetet. Wenn alle Zweige aufgehen, so giebt es ein gutes Jahr. Man will in den Zweigen alle Früchte, Äpfel, Birnen, Trauben u. s. w. erkennen, welche im kommenden Jahr gut geraten. Bleiben die Zweige geschlossen, so ist das Jahr nicht fruchtbar. Nach der Sage sollen nämlich in der Umgebung von Jericho an den Stellen, wo Jesus mit seinen Fusstritten die Erde berührte, die Rosen gewachsen sein.

Aus der bisherigen Untersuchung ergiebt sich demnach, dass es der Kirche gelungen ist, den Gegenstand des altheidnischen Weihnachtsfestes — die Verehrung der heidnischen Gottheit — zu verdrängen, heidnische Sitten und Gebräuche in christliche umzuwandeln, aber der altheidnische Name „Weihnachten“ ist geblieben, weil die Kirche nicht imstande war, auch bei den germanischen Völkern eine dem christlichen Feste entsprechende Bezeichnung zu substituieren.

Stephanustag.

Am 2. Weihnachtstage, am 26. Dezember, ist das Fest des hl. Stephanus. Nichts im Leben des ersten christlichen Blutzeugen erinnert auch nur fern an Pferde, trotzdem machte das Volk ihn zum Patron der Pferde und setzte ihn also an die Stelle des „Fro“, dem im Norden und bei uns die Pferde heilig waren. Wie die Gänse dem hl. Martin fremd sind, so die Pferde dem hl. Stephanus.

Die Übertragung heidnischen Glaubens auf den Heiligen durch die Zeit, um welche sein Festtag fällt, hervorgerufen, verleitete zum Ersinnen mancher Sagen, die in die Legende übergegangen sind (Wolf, Beiträge 7. d. M. I, 124 f.).

Es schliesst sich hier die früher in Tirol heimische Sitte an, am Stephanstage Haber und Gerste, das eigentliche Pferdefutter, zu weihen, sowie der Oberpfälzer Brauch, am Christabend dem Vieh nach der eigentlichen Abfütterung den Christkindlshaber zu geben, um Glück mit ihm zu haben, was in Österreich durch den ganz analogen Gebrauch des sogenannten Mettenheues erzielt wird. In Bayern schneidet man an Sunwend vor Sonnenaufgang Gras, gräbt es selbst vor der Christmetten in den Dung und giebt es den Haustieren nach der Mette als Präservativ, wie denn auch hier der hl. Stephanus häufig als Viehpatron an den Stallthüren prangt. Noch im vorigen Jahrhundert waren die Rossaderlässe am Stephanstage in Bayern gebräuchlich und wurden diesem Heiligen zu Ehren, als dem besondern Schützer der Pferde, Wettrennen veranstaltet. Es ist darum auch gewiss nicht ohne besondere Bedeutung, dass schon in frühester Zeit mehrere der ältesten Kirchen in Bayern dem hl. Stephan geweiht wurden, wie z. B. Weihenstephan bei Freising, Sankt Stephan zu Passau, die Kirchen zu Hotting, Aitterbach, Stephanskirchen und andere (Quitzmann a. a. O. S. 92).

Der hl. Johannes Evangelist.

St. Johannes Segen.

Am Festtage des hl. Johannes des Evangelisten (27. Dezember) wird in den katholischen Pfarrkirchen vom Priester Wein gesegnet und solcher nach vollendetem Gottesdienste unter das Volk verteilt. Jede Person trinkt einige Züge aus dem Kelche, und der Priester spricht bei jedem: „Bibite amorem Sancti Johannis“ „Trinket die Liebe des hl. Johannes“. Diese Sitte ist jetzt nicht mehr allgemein,

sondern meistenteils ausser Übung gekommen. In den Wirtshäusern hatte man gleichfalls „St. Johannes Wein.“ Der Wirt liess ziemlich viel Wein in der Kirche segnen, und davon bekamen die Nachbarn, Stammgäste und Leute, die keinen eigenen Wein hatten, zu trinken. Dieser Johannestrunk hat seinen Ursprung gleichfalls in einem heidnischen Brauche. Bekannt ist die Trinklust der Germanen. Nach Tacitus Germania cap. 22 war es keine Schande, Tag und Nacht fortzuzechen. Beim Schmaus und Trinkgelage wurden Feinde wieder ausgesöhnt, verwandtschaftliche Verbindungen geschlossen, die Häuptlinge gewählt, sogar über Krieg und Frieden beraten, gleich als wenn — sagt Tacitus a. a. O. — der Mensch sonst nie so treuherzig gestimmt oder fürs Grosse und Edle so leicht erwärmt wäre, als beim Schmaus und Trunke *(deliberant, dum fingere nesciunt; constituunt, dum errare non possunt).*

Auch in Walhalla, wohin nur die auf dem Schlachtfelde gefallenen Krieger kommen, wird nach der Edda gezecht. Wenn sie zum Zeitvertreib mit einander gekämpft haben, setzen sie sich mit den Göttern friedlich an den Trinktisch und trinken Ael. Sie werden von 13 Jungfrauen bedient, die Walküren heissen und bei jedem Kampfe die Fallenden wählen und des Sieges walten.

Bei allen Opfern, namentlich beim Wintersonnenfest, wurde gezecht. Das Fleisch der geschlachteten Tiere wurde zum Opferschmaus gekocht; ein Kessel wurde über das Feuer gestellt und darin Bier gebraut. Der Opferpriester segnete die Becher und den Schmaus. Der erste volle Becher galt dem Wôdan für des Königs Sieg und des Landes Heil. Darauf wurde auch anderen Göttern zugetrunken und zum Andenken berühmter Helden und verstorbener Verwandten ein Becher geleert, d. h. ihre Minne getrunken. Der Trunk hiess der Minnetrunk.

Die Sitte des Minnetrunks, wie sie oben geschildert ist, hatte man in christlicher Zeit nicht aufgegeben; nur traten an die Stelle der Götter Jesus Christus und die Heiligen, namentlich der heilige Johannes der Evangelist, den Jesus

am meisten liebte, und der den vergifteten Wein ohne Schaden getrunken haben soll; deshalb wird am Feste des heil. Johannes um die Zeit der Wintersonnenwende Wein gesegnet und getrunken, um den heidnischen Gebrauch zu christianisieren.

Am schönsten hat sich die Sitte des Minnetrunkes am Bodensee erhalten, und zwar in Meersburg in der Gesellschaft der Hunderteinser, in Konstanz in der Neujahrs-Bruderschaft und in Überlingen in dem Nachbarschaftstrunke, welch letzterer aber im Sommer an Johanni gehalten wird, (indem beide Johannes verwechselt werden).

2. Neujahr.

Obgleich die Kirche ihren eigenen Jahrescyclus hat, begeht sie diesen Tag mit einem Feiertage; er heisst *Circumcisio Domini* „Beschneidung des Herrn.“ Acht Tage nach der Geburt fand dem jüdischen Gesetze gemäss die Beschneidung statt und wurde dem Kinde der Name „Jesus“ „Heiland“ gegeben. Sehr sinnreich ist die Symbolik, dass das alte Jahr da abgeschnitten ist, wo das neue mit dem Namen „Jesus“ beginnt. Die Beschneidung hat für das Christentum keine weitere Bedeutung; Christus selbst fasst sie nur als Vorbild der Taufe auf, als Beseitigung alles Unreinen.

Nork sucht in seinem „Festkalender“ (S. 29 f. f.) ausführlich zu zeigen, dass im Mittelalter seit der Zeit der Kreuzzüge das Praeputium des Jesuskindes in Antwerpen verehrt worden sei, wohin es aus Jerusalem gebracht worden. Im Jahre 1565 hätten die Lutheraner und Calvinisten an dem Heiligtum sich vergriffen.“ S. 28 führt er ferner aus *Schayes: „essai hist. sur les pratiques relig. des Belges anciens et modernes“, Louvain 1834. p. 237.* folgende Stelle an: *„Entre Mons et Bruxelles se trouve une chapelle où l'on honore une image de l'enfant Jésus, sous la forme d'un priape. Les femmes stériles, ou qui désirent avoir des enfans, raclent avec un couteau la partie la plus apparente de l'image. Elles mettent cette raclure dans un verre d'eau et avalent le tout, fermement*

persuadées qu'elle fera son effet." Dem fügen wir noch aus Wolf (Beiträge zur deutschen Mythologie I. 114) bei, dass bis in die neuere christliche Zeit der heilige Quintin phallisch dargestellt wurde. (Der heil. Quintin, aus einer vornehmen, römischen Familie stammend, predigte in Gallien den christlichen Glauben und wurde unter Kaiser Maximian auf Befehl des Stadtpräfekten Rictius Varus zu (Vermandois 287 hingerichtet). Wenn auch solche religiöse Verirrungen leider vorgekommen sind, so sind sie ein isolierter Rest des heidnischen Freyrcultes.

„Noch andere Heiligen," sagt Wolf a. a. O. „deren Name eine, wenn auch nur entfernte Ähnlichkeit mit irgend etwas an den Phallus erinnerndem hatte, wurden vom Volke zu gleicher Verehrung herbeigezogen und erhielten sich trotz alles Widerstandes der Kirche." — „Die Kirche hat diese Verehrung nie gebilligt, wie gern Nork u. a. ihr dies auch zuschreiben möchte."

3. Dreikönig.

Die Kirche heisst diesen Tag „*Epiphania Domini*" „Erscheinung des Herrn." Die morgenländische Kirche feierte anfangs am 6. Januar die Geburt Christi und nannte deswegen den Tag „den Tag der Erscheinung," weil Christus durch seine Geburt der Welt erschienen ist. Die abendländische Kirche aber trennte gleich anfangs den Tag der Geburt Jesu von dem, an welchem die drei Weisen das Kind Jesu aufgesucht haben, und bezog die Epiphanie auf den den drei Weisen erschienenen Stern, der sie aus fernem Arabien (oder aus Persien?) nach Bethlehem geleitet hat; an diesem Tag hat sich der Heiland der Welt den Heiden zum ersten Mal gezeigt. Gewöhnlich nimmt man auch an, dass an diesem Tage Christus im Jordan getauft worden sei, weshalb auch die russische Kirche an diesem Tage das Fest der Taufe Christi begeht. Darum ist es in Russland Sitte, an diesem Tage, ohne Rücksicht auf Witterung, Kinder in den Flüssen unterzutauchen.

Die heilige Schrift giebt den drei Weisen den Namen

„Magier“, der in der Sprache der heiligen Schrift Männer bezeichnet, die sich mit geheimer Wissenschaft abgeben, z. B. Apostelg. 8, 9; vergl. 2. Mos. 7, 11. 12. u. Dan. 2, 2. Diese Magier waren sternkundige Weise, dergleichen im Morgenlande unter den Kasten der Priester und Gelehrten zahlreich sich vorfanden. Sehr viele halten dafür, dass sie kleine Fürsten oder Könige gewesen, und berufen sich hierbei auf die Sitte des Morgenlandes, wonach die kleinen Fürsten, besonders die der Hirtenstämme, sog. Scheiks oder Emirs, zugleich Priester waren. Es ist ferner nicht zu leugnen, dass die Dartellung der Weisen als Könige in Wort und Bild uralt sei, und dass die dem Jesuskinde gebrachten Gaben königliche Geber wenigstens wahrscheinlich machen. Andere sehen die Weisen — was im Grunde auf dasselbe hinausläuft — nur als Abgesandte eines Königs, z. B. des Königs oder Kaisers von Indien Vikramadityä, an, der um diese Zeit lebte und nach den heiligen Büchern der Inder Gesandte ausschickte, um zu erforschen, ob der verheissene Himmelssohn wirklich geboren sei (s. Sepp, Leben Christi I. S. 55. 56). Doch laufen beide Annahmen schliesslich auf das nämliche hinaus.

Die Meisten sehen den Stern an als einen Kometen oder ein ungewöhnliches Meteor. Angesehene Sternkundige der neuern Zeit dagegen, wie Kepler, Schubert, Pfaff, Schuhmacher, halten ihn für die Lichterscheinung von fixsternähnlichem Glanze, die im Jahre 747 römischer Zeitrechnung durch dreimalige (im Wonne-, Ernte- und Christmonat eingetretene) Conjunction der Planeten Saturnus und Jupiter im Zeichen der Fische sich den Augen darstellte, den „grossen Stern“ der Morgenländer, so genannt, weil fast alle morgenländischen Völker die Ankunft des Welterlösers mehr oder weniger mit einer grossen, im Himmelszeichen der Fische sich begebenden Lichterscheinung in Verbindung gebracht haben sollen. Welcher von diesen Ansichten man auch beipflichten mag, soviel steht fest, dass alle morgenländischen Völker sich mit wundervollen Sagen eines ausserordentlichen Sternes trugen, dessen Erscheinung die Ankunft

des Welterlösers ankündigen sollte, auch die alten Juden erwarteten einen solchen Stern als Zeichen des erscheinenden Messias (Matth. 16, 1—4). Als die Juden unter Kaiser Hadrian (117—138) sich im letzten Aufruhr erhoben, begrüssten sie ihren Führer und vermeintlichen Messias als בַּר־כּוֹכְבָא — „Barkocheba“ — „Sohn des Sternes.“ Die Chinesen und die Inder berichten in ihren Sterntafeln von dem Erscheinen eines solchen Sternes zu der Zeit, da Christus geboren wurde. Den eigentlichen Ausgangspunkt dieser allgemeinen Erwartung eines messianischen Sternes bildete ohne Zweifel die alte Weissagung Balaams (4. Mos. 24, 17.): „Ich sehe ihn, wiewohl nicht gegenwärtig; ich schaue ihn, wiewohl nicht so nahe! Es tritt ein Stern hervor aus Jakob.“ Diese musste nach und nach über das ganze Morgenland sich verbreiten und daselbst bleibende Aufnahme finden, zumal da sie von einem im Morgenlande weit und breit gefeierten Verkünder der Zukunft ausgesprochen worden, und die morgenländischen Völker durch die teils gezwungenen, teils freiwilligen Niederlassungen der Juden in verschiedenen morgenländischen Gegenden und Ländern, sowie durch die griechische Übersetzung der heiligen Schriften mit den vorzüglichsten messianischen Weissagungen vertraut geworden waren. Endlich ist hervorzuheben, dass die Weissagung ein Feld berührte, mit dem die Morgenländer seit den ältesten Zeiten, oft bis zum grössten Missbrauche sich beschäftigt hatten.

Innerhalb und ausserhalb der Kirche wurden die drei Weisen Gegenstand dramatischer Vorstellung. In mehreren Kirchen wurden sie durch drei Chorherren gegeben, mit Kronen geziert; sie traten von drei verschiedenen Seiten her vor den Altar. Der mittlere zeigte mit einem Stabe gen Morgen auf einen Stern und sang dazu einige Worte, die sich auf den Stern bezogen. Die andern sangen gleichfalls einige Lieder, worauf sie einander umarmten. Nun kam der Chor mit Lichtern zu den Königen, es wurde gesungen und der Leuchter mit Kerzen besteckt, welche die Gestalt eines Sternes bildeten. Darauf zogen alle zu einem

Altar, auf welchem ein Muttergottesbild stand. Ein Vorhang ward hinweggezogen, das Kind kam zum Vorschein und ward angebetet. Heute noch werden die drei Könige ausserhalb der Kirche dramatisch dargestellt. Die Acteurs bekleiden sich mit langen, weissen, mit Goldpapier verbrämten Hemden; sie tragen Wehrgehänge mit Säbeln über der Schulter. Zwei tragen vergoldete Spiesse, der dritte den „Stern". Der Repräsentant des Mohrenkönigs hat die Hände und das Gesicht geschwärzt, einen mit Federn gezierten Turban und trägt einen steifen, langen, goldenen Zopf, die beiden andern aber goldene Kronen. Der sogenannte Stern ist eine Stange, auf welcher ein Brett befestigt ist, das den Stern vorstellt.

Diese letztere Sitte, dass die Burschen die Strassen durchziehen und die drei Könige darstellen, soll nicht ursprünglich christlich, sondern heidnisch sein; im Heidentum sollen die drei ausziehenden Gottheiten — Wôdan, Loki und Hoenir, die den Weltkreis erforschen wollten, — so dargestellt worden sein.

Die drei Weisen heissen Kaspar, Melchior, Balthasar. Die Anfangsbuchstaben dieser Namen sind in katholischen Ländern am Dreikönigstage mit geweihter Kreide an den Thüren der Wohnungen, besonders an Viehställen geschrieben. Die Weihe der Kreide am Dreikönigstag ist auch ausser Gebrauch gekommen. So sind diese drei Könige, die mit Kamelen gekommen sein sollen, christliche Viehpatrone geworden an der Stelle der heidnischen Götter, welche über die Felder, das Vieh und die Menschen Segen verbreiteten.

Der 6. Januar wird auch das grosse Neujahr genannt, weil nach den 12 Tagen, von Weihnachten bis um diese Zeit, die Nächte zwar nicht mehr zu, aber auch noch nicht abnehmen, jetzt aber der Tag, wenn auch noch unmerklich, zu wachsen beginnt, daher erst am 6. Januar der eigentliche Jahresanfang gefeiert wurde. In der Zeit, wo die Nächte am längsten sind, dachte man sich die Mächte der Finsternis am einflussreichsten.

Die Alten feierten vor dieser Zeitperiode der Winter-

sonnenwende in Rom das Lemurenfest. Die Lemures bei den Römern sind die abgeschiedenen Seelen der Menschen, von denen die guten als Hausgötter (Lares) verehrt, die bösen als Nachtgeister, Gespenster (larvae) gefürchtet wurden. Die Larvae hiessen auch „Maniae“; sie wurden als schreckhafte Spukgestalten, als Skelette und Popanze gedacht; man glaubte, sie erregten bei den Lebenden den Wahnsinn — die „Manie“.

Um diese bösen Geister zu versöhnen, feierte man die „Lemuria“, ein Sühn- und Lustrationsfest. Noch der heutige Volksaberglaube fürchtet in der Weihnachtszeit die bösen Geister und die Hexen am meisten, die um diese Zeit mit Vorliebe erscheinen sollen.

Die christliche Weihnachtszeit beginnt mit dem Advent und schreitet fort durch den Winter zum Sommer, durch Nacht zum Licht; sie führt uns hinüber in die Osterzeit. Im Winter, in der Nacht des Heidentums und der Sünde, ist Christus geboren; der Frühling naht und bringt der Welt an Ostern im Wirken, Leiden und Sterben Jesu die Erlösung. Wie Weihnachten der Advent, so geht Ostern die Fastenzeit als Vorbereitung voraus.

4. Die Fastenzeit.

Nicht bloss bei den Christen, sondern auch bei den Heiden und Juden begegnen wir dem Fasten. In der Religion der Hindu ist nur der Genuss von Baumfrüchten, Reis und Mehl gestattet. Wenn ein Volk sich mehr dem Naturleben und dem Sinnengenuss hingab, so glaubte man in dem beschränkten Genusse von Speise und Trank den Göttern einen wohlgefälligen Dienst zu erweisen. „Auch die Kasteiungen waren im hellenischen Lande zu finden, freilich nur im geringen Masse und nur in den Mysterien. Auch traf es meist die Weiber und Priester.“ (Wachsmuth, Das hellenische Alterthum II. B. p. 560.) (Döllinger, Heidentum und Judentum p. 497): „Fasten war sonst etwas den römischen Vorstellungen und Sitten fremdes“. Doch waren manche Früchte und Tiere dem Gebrauche zur Nah-

rung entzogen. Bei vielen hatte auch der Glaube an die Seelenwanderung das Verbot, lebendige Wesen zu töten, zur Folge, dass nur seelenlose Nahrung genossen werden durfte. Ausserordentliche Veranlassungen zu fasten boten den Heiden grosse calamitates, in welchen sie das Zürnen der Gottheit erkannten und darum zur Sühne ein Fasten anstellten. An manchen Orten wurde alljährlich ein Busstag, wobei die Bäder und Wirtschaften bis zur 9. Stunde (nachmittags 3 Uhr) geschlossen blieben, abgehalten. Kranke, welche das Traumorakel des Äskulap in Epidaurus um ein Heilmittel befragen wollten, bereiteten sich durch Fasten auf die Incubation vor. Die Aufnahme in die eleusinischen Mysterien bedingte ein vorausgehendes Fasten, worauf bei der Aufnahmsfeier von den Aufzunehmenden das Bekenntnis laut gesprochen wurde: „Ich habe gefastet“ u. s. w.

In Rom wurde später ein Fasten zu Ehren der Ceres abgehalten und von da an alle 5 Jahre beobachtet. Eine gewisse Speisenabstinenz fand auch bei den Festen der Cybele, wie auch beim Apis- und Isisdienst statt. Auch in Deutschland ist das Fasten schon vor der Einführung des Christentums bei den heidnischen Germanen im Gebrauche gewesen. Ganz wie im Christentum haben sich unsere heidnischen Vorväter auf die höchsten Feste ihrer Götter durch Fasten vorbereitet, z. B. auf Weihnachten, auf Ostern, auf Pfingsten; dass zur heidnischen Zeit bei den Flurprozessionen, d. h. vor dem Beginn derselben und als Vorbereitung auf dieselben ein Fasten beobachtet wurde, ist sehr wahrscheinlich (wenn auch noch nicht historisch bewiesen). Die Fastenspeisen bestanden meist aus Mehlspeisen (süssem Brei, Hafergrütze, Knödeln) und Fischen (Hering, Karpfen). Überhaupt hat man während des ganzen Jahres viel mehr Fastenspeisen gegessen als heutzutage. Der Küchenzettel während der Woche des ganzen Jahres war derart, dass man über den andern Tag Fleisch ass, an den Zwischentagen Mus. (Sonntag, Dienstag, Donnerstag Fleischspeisen, Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag Mehl- und Milchspeisen. — Ein Gebrauch, der heute noch auf dem Lande üblich ist.)

Die religiös-sittliche Idee tritt in ungleich grösserer Klarheit zu Tage bei den Völkern der alttestamentarischen Offenbarungen. Schon dem Noah war verboten Fleisch zu essen zugleich mit dessen Blute. Dieses Verbot beruht auf dem Gegensatze von reinen und unreinen Tieren. Ein förmliches Fastengebot findet sich im mosaischen Gesetz. Der Versöhnungstag, welcher der höchste unter den Festtagen der Juden ist, war zugleich der einzige, im Gesetze vorgeschriebene Fasttag, einfach „Tag“ genannt. Ein strenges Fasten, von dem Abend des vorhergehenden Tages bis wiederum zum Abend, zeichnete ihn aus.

Die Bedeutung dieses Fastens liegt in der Trauer und Busse über die begangenen Sünden und in der schmerzlichen Sehnsucht nach einer wahren Erlösung. So war die Fastenordnung der Juden vor dem Exil. Wesentlich wurde sie später nicht geändert; man feierte nämlich nach dem Exile noch vier andere jährliche Fasttage.

Neben den öffentlichen und allgemeinen Fasten unterzogen sich einzelne aus privater Frömmigkeit oder zur Abwehr persönlicher und häuslicher Not und Gefahr mehr oder weniger strengen Fastenübungen. War in der Familie ein Glied gestorben, so hielt das ganze Haus ein Trauerfasten. Der Todestag des Vaters musste alljährlich von den Söhnen durch ein Fasten begangen werden. Nach der Rückkehr aus dem Exil wurde das Fasten immer häufiger und sogar ohne besondere Veranlassung und in regelmässiger Wiederkehr strenge begangen. Ganz besonders war es den Pharisäern eigen, dieses Fasten in möglichst augenfälliger Weise zu betreiben. Sie hielten ein regelmässiges Wochenfasten am Montag und Donnerstag, weil Moses am Donnerstag den Berg Sinaï bestiegen hatte und am Montag wieder herabgestiegen sein soll.

Die Geschichte der Offenbarung hat uns ausgezeichnete Beispiele eines ungewöhnlich langen und strengen Fastens aufbewahrt: so das des vierzigtägigen Fastens Mosis auf dem Berge Sinaï; so fastete Elias, gestärkt durch himmlische Speise, 40 Tage und 40 Nächte, bis er zum Berge Gottes

gelangte. So trauerte Daniel in einem dreiwöchentlichen Fasten um die Bedrängnisse seines Volkes. Die Einwohner von Niniveh mit ihrem Könige zogen Busskleider an und fasteten, da Jonas ihnen Busse predigte, um dem Strafgerichte Gottes zu entgehen. Die Esther forderte ihre Glaubensgenossen auf, drei Tage lang zu beten und zu fasten, damit Gott das Herz des Königs Assuerus lenke, und das furchtbare Schicksal aller Juden abwende. Am Ausgange der alttestamentlichen Offenbarung tritt uns die ehrwürdige Gestalt des in strengster Abtötung lebenden Busspredigers, Johannes des Täufers, entgegen. Auch seine Jünger fasteten viel und hielten besonders die Wochenfasten der Pharisäer.

Vermöge seiner vorbildlichen Bedeutung hat dieses Fasten auf die Gestaltung der christlichen Fasten eingewirkt, in denen eigentlich erst die wahre und reine Idee verwirklicht worden ist. Christus fastete nach seiner Taufe 40 Tage in der Wüste. Wie er nicht gekommen ist, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen, so sollte auch diese für das sittlich religiöse Leben so bedeutsame alttestamentliche Übung zum neuen Bunde nicht aufhören, sondern vielmehr aus den engen Gesichtkreisen einer äusserlichen Auffassung und Bethätigung herausgehoben und in ihrem tiefsten Sinne als das freudige Opfer jedes körperlichen Begehrens und als wirksames Mittel des Strebens nach innerer Vollkommenheit erfasst und gepflegt werden, Darum ist im neuen Bunde (Matth. 6, 16—18) die Fortdauer des Fastens vorausgesetzt, während die pharisäische Anschauung abgewiesen und das Hauptgewicht auf die im Verborgenen wirkende Tugend der sinnlichen Entsagung gelegt ist. Im Leben der Kirche, welcher ja die Ausgestaltung der Grundsätze des Fastens in bestimmten Formen überlassen blieb, hat das Fasten sowohl durch freiwillig geübte Entsagung der Heiligen aller Zeiten als auch durch die Entwicklung von bestimmten und allgemein verbindlichen Fasteninstitutionen seine Stelle gefunden. In den ersten Jahrhunderten der Christenheit hat man an einigen Orten schon mit dem siebenzigsten (Septuagesimae), an andern mit dem sechzigsten (Sexagesimae) und

wieder an andern mit dem fünfzigsten (Quinquagesimae) Tage vor Ostern zu fasten angefangen. Seit Gregor dem Grossen († 604) ist die Ordnung der vierzigtägigen Fasten (Quadragesimae, daher das frz. Carême) eingeführt. Diese Fastenordnung ist nach den Sonntagen eingeteilt, so dass man die Sonntage der vierzigtägigen Fasten zählt und sagt: *Quadragesimae prima, secunda, tertia, quarta, quinta (Passionis) sexta (palmarum).*

Der Gebrauch der siebenzigtägigen Fastenzeit der alten Kirche stammt vermutlich von Judenchristen her und ist eine Erinnerung an die siebenzigjährige babylonische Gefangenschaft der Israeliten. — In ihrem ganzen Umfange ist diese siebenzigtägige Fastenzeit noch in der morgenländischen Kirche erhalten.

Dort ist nämlich die Fastenordnung folgende: am Sonntag Prosphonesima (*προςφώνησις* = Anrede), der unserm Septuagesimae entspricht, beginnt das Fasten. In beiden darauffolgenden Wochen, deren zweite Apokreos heisst, ist der Genuss von Fleischspeisen untersagt. In der Woche Tyrophagia (*τυροφάγος* = Käseesser) sind nicht einmal Mehlspeisen gestattet. In der ganzen Dauer der nun folgenden strengen Fastenzeit gehören ausser dem Fleisch auch Eier, Milch u. dgl. zu den verbotenen Speisen. Ausser dem Brote bilden Gemüse und Honig, bei den Küstenbewohnern auch Muscheltiere während der ganzen Zeit die einzige Nahrung. Die mittlerweile eingetretene Milderung beschränkt sich darauf, dass an Mariä Verkündigung und Palmsonntag Fische genossen werden können.

Ausser dieser Hauptfastenzeit haben die Griechen aber noch drei Fasten, für die wieder strenge Vorschriften bestehen, nämlich:

1. Die Apostelfasten von der Oktave nach Pfingsten bis zum Feste der Heiligen Petrus und Paulus.

2. Die Fasten der Jungfrau Maria vom 1. August bis zur Vigil vor Mariä Himmelfahrt.

3. Die Fasten zur Vorbereitung auf Weihnachten, welche ebenfalls 40 Tage dauern.

Man wird billig fragen dürfen, warum gerade der Fisch genossen werden darf, und es mag bei dieser Frage sich mancher an den Umstand erinnern, dass auf altchristlichen Grabsteinen, besonders in den Katakomben der Fisch häufig abgebildet ist. Man erklärt lezteren Umstand daraus, dass der Christ von Heiden und Juden sich so unterscheiden soll, wie sich der Fisch von den übrigen Tieren unterscheidet, sofern der Fluch, der in der Sündflut alle Tiere traf, nur die im Wasser lebenden Fische verschonte. Aus demselben Grunde ist das Wasser geheiligt zur Taufe. Wenn Christus nach Matth. 4, 19, Mark., 1, 17 Petrus und Andreas vom gemeinen Fischfang zum Apostelamt abruft und zu ihnen sagt: „Ich will euch zu Menschenfischern machen," so heisst das soviel, als: Ihr sollt die Menschen zum Christentum bekehren. Wenn er ferner nach Lukas 5, 2. 7 bewirkt, dass Petrus, der die ganze Nacht vergeblich gefischt hat, plötzlich das Netz übervoll bekommt, so weist dieses auf das rasche Anwachsen des Christentums hin. Derselben Symbolik gehört die Vergleichung des Taufbeckens mit einem Fischbehälter (*piscina*) an. Der Fisch bedeutet die durch die Taufe oder Bekehrung gewonnene Seele. Dass aber auch der getaufte Christ wiederum in Sünde und Verdammnis fallen kann, versteht sich von selbst; daher wird das Ausscheiden der Gerechten und Ungerechten am Weltende (Matth. 13, 48) mit dem Ausscheiden der lebendigen und der faulen Fische im Netz verglichen.

Christus selbst wird unter dem Sinnbild des Fisches dargestellt. Dazu kann der Umstand beigetragen haben, dass schon die alten Juden ihren Messias gerade in einer Zeit erwarteten, wenn die Sonne im Zeichen der Fische steht. Der heilige Augustinus sah ein Vorbild Christi in dem Fische des Tobias, der Blinde heilte und Teufel austrieb; daher Raphael den Tobias malte, wie er dem Christkind den Fisch reicht (berühmtes Bild im Escorial). Julius Africanus verglich Christum mit dem Fisch, dessen Fleisch die ganze Welt nähre (Beziehung teils auf den Leviathan, dessen

Fleisch nach einer jüdischen Fabel alle Juden speisen soll, teils auf die zwei Fische, mit denen Christus fünftausend Mann speiste, angewandt auf das heilige Abendmahl). Das *tertium comparationis* bei dieser Vergleichung des Heilands mit einem Fisch dürfte hauptsächlich im reinen Element des Wassers zu suchen sein. Das Fischsymbol steht wahrscheinlich im Zusammenhange mit dem Dogma von der Sündlosigkeit Jesu. Wenn man dagegen im griechischen Namen des Fisches ἰχθὺς den Sinn gelesen hat: Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ, so ist das reine Spielerei.

a. Der Aschermittwoch und Palmsonntag.

Dieses Fest hat seinen Namen von der uralten kirchlichen Sitte, an diesem Tage den Gläubigen geweihte Asche aufs Haupt zu streuen. Nun ist und war zu allen Zeiten die Asche ein Sinnbild der Busse. Im Heidentum verbrannte man die Leichen, die Asche war also an den Kultus der Toten geknüpft. Noch jetzt bestreuen die indischen Büsser ihr Haupt mit Asche von verbrannten Leichen, um des Todes und der Vernichtung alles Irdischen zu gedenken (de la Valle IV. 36). Die Römer warfen bei dem grossen Reinigungsfeste im Februar Asche hinter sich ins Wasser zu Ehren des Februus, des etrurischen Pluto und der abgeschiedenen Seelen (Vgl. Ovids fasti IV. 639. Vergil, bucol. 8, 101. Arnobius adv. gentes IX. 2). Ähnlich war der Gebrauch der Asche bei den Persern (Zendavesta von Kleuker III. 216). Bei den Juden galt hauptsächlich die Asche der roten Kuh als sündenaustilgendes Reinigungsmittel (Rosenmüller, Morgenland II. 200).

Die Niniviten bestreuten ihre Häupter mit Asche und zogen Busskleider an, nachdem der Prophet Jonas dem zweimaligen Befehle des Herrn gemäss Busse gepredigt. Ausserdem finden wir im alten und neuen Testament noch mehrere Beispiele. So sagt Job (42, 6): „Darum strafe ich mich selbst und thue Busse in Staub und Asche.“ (Job fürchtet nämlich unachtsam gesprochen zu haben und will dafür Busse thun.) Josua (7, 6) zerriss seine Kleider und fiel auf sein Angesicht

zur Erde vor der Lade des Herrn bis auf den Abend, er und alle Ältesten Israels, und sie streuten Staub auf ihre Häupter. (Gegen die Amorrhiter waren in einem Gefecht 3000 Israeliten gefallen; in der Meinung, sie hätten Gott beleidigt und seien dafür bestraft worden, wollten die Israeliten Busse thun, um Gott zu versöhnen und seiner Hilfe gewürdiget zu werden). Jeremias fürchtete die Strafe Gottes und Verderben über die Israeliten wegen ihrer Sünden und rief ihnen zu: „Heulet ihr Hirten und schreiet! Bestreuet euch ihr Vornehmen der Herden und wälzet euch im Staube!“ Als Holofernes aus Assyrien mehrere Städte belagerte und die Festung Bethulia hart bedrängte, sprach Judith zu den Ältesten: „Wir wollen Busse thun für unsere Sünden.“ Die Ältesten aber sprachen zu ihr: „Bitt' für uns, denn du bist ein heiliges Weib.“ Hierauf ging sie in ihre Kammer, streute Asche auf ihr Haupt und flehte zu dem Herrn. Dann legte sie ihr Busskleid ab, salbte und schmückte sich, ging in das Lager der Assyrier, hieb dem Holofernes das Haupt ab und rettete das Land vor den Feinden. Daniel sagt (9, 3): „Und ich kehrte mich zu Gott, dem Herrn, zu beten und flehen mit Fasten im Sack und in der Asche.

Bei den Juden diente die Asche auch zur Erinnerung an den Tempelbrand. Namentlich wurde den Bräuten in diesem Sinne bei der Hochzeit Asche auf den Kopf gestreut. Das sollte bedeuten, der Tempel werde sich wieder erheben, wie der Vogel Phönix aus seiner Asche. Überhaupt ist die Asche als der „organische Staub“ das Material der Wiedergeburt. Ihr müsst zu Staub werden, ist der erste, aber ihr werdet aus dem Staub wieder auferstehen, der zweite Gedanke. (Vgl. über den Aschenkultus im alten Testament Durandus, rat. offic. VI. 28, 18).

Christus ruft wehklagend aus (Matth. 11, 21): „Wehe dir, Corozain, wehe dir Bethsaida; denn wenn zu Tyrus und Sidon die Wunder geschehen wären, die bei euch geschehen sind, so würden sie schon längst in Sack und Asche Busse gethan haben.“

In den ersten Jahrhunderten der Christenheit mussten

diejenigen, welche wegen schwerer Sünden der Kirchenbusse verfallen waren, am ersten Tage der grossen Fasten im Busskleid und mit entblössten Füssen vor der Kirchenthüre erscheinen. Hier wurde ihnen zuerst ihre Strafe verkündet, dann wurden sie eingeführt in die Kirche und knieeten mit tief gesenktem Haupt auf den Boden, worauf ihnen der Bischof gesegnete Asche auf ihre Häupter streute und sprach: „*Memento, homo, quia pulvis es et in pulverem reverteris; age poenitentiam, ut habeas vitam aeternam*" — „Gedenke, o Mensch, dass du Staub bist und Staub wieder wirst werden; thue Busse, dass du das ewige Leben habest." Jetzt folgte der Segen und die Darreichung des Bussgürtels, worauf der Bischof die Büssenden aus der Kirche wies mit den Worten: „Eurer Sünden und Verbrechen wegen werdet ihr heute aus dem Gotteshause getrieben, wie Adam wegen Übertretung des göttlichen Gebotes, bezw. Nichtachtung des göttlichen Verbotes aus dem Paradiese ist vertrieben worden." In der Absicht, diese Sünder zu trösten und sie zu ermutigen, teils auch aus Demut und mit dem Wunsche, für die eigenen Sünden angemessene Busse zu thun, schlossen sich zuerst einige Gläubige freiwillig den eigentlichen Pönitenten an und verlangten mit diesen gesegnete Asche zu empfangen. Im Jahre 1097 verordnete eine Synode zu Benevent: „*Omnes, tam clerici quam laici, tam viri quam mulieres, die illo cinerem super caput accipiant*" (Alle, sowohl Geistliche als Nichtgeistliche, sowohl Männer als Frauen, sollen an jenem Tage Asche auf ihr Haupt empfangen).

Der Palmsonntag. — Der Sinn des Wortes an sich ist sofort klar. Nur fragt es sich, woher der Gebrauch der Palmen an diesem Tage stammt, ob er spezifisch christlich ist oder aus dem Heidentume erst adoptiert wurde.

Die Zeremonie knüpft an den feierlichen Einzug des Herrn in Jerusalem, wie er uns geschildert wird Joh. 12, 3 und an die bei dieser Gelegenheit dargebrachten Palmzweige an. Die Palmbüschel bei uns erinnern an die Palmen nur dem Namen nach und bestehen aus gemeinen Stechpalmen *(ilex aquifolium)*, Weidenkätzchen, Buchs und Haselstauden;

in Italien vertreten Lorbeer- und Myrthenzweige, in Spanien Dattelzweige die Stelle der fehlenden Palmen; im Orient dagegen werden die eigentlichen Palmblätter verwendet. In Rom werden die Palmen vom Pabste selbst geweiht. Übrigens dürfen wir, was diesen Punkt betrifft, auf das Kapitel über „Baumkult“ verweisen.

Was das Alter des Palmfestes anbelangt, so ist dasselbe ein sehr hohes. Aldhelm, Bischof von Westsachsen († 709), bezeugt ausdrücklich, dass seine Vorfahren, nämlich die Heiden, den Gebrauch geweihter grüner Zweige kannten. Daraus könnte man schliessen, dass die Kirche das heidnische Fest in ihren Kult hineingezogen habe. Diese Annahme wird aber widerlegt durch die sicher verbürgte Thatsache, dass bereits von Gregor dem Grossen, also ein volles Jahrhundert vor Aldhelms Zeit, für diesen Tag gelegentlich der Palmweihe eine Prozession für die ganze Christenheit angeordnet wurde. Es wäre auch auffallend gewesen, wenn die Kirche eine im Leben des Heilands so wichtige Begebenheit nicht gefeiert hätte.

Zuletzt möge bemerkt werden, dass die den Gläubigen aufs Haupt gestreute Asche aus den Palmzweigen des Palmsonntags gewonnen und unmittelbar vor dem Gottesdienste am Aschermittwoch geweiht wird.

b. Gründonnerstag.

Dieser heisst in der römischen Kirche *Coena Domini* „Abendmahl des Herrn“. In der griechischen *ἡ μεγάλη πέμπτη* (sc. *ἡμέρα*) „der grosse (auch *ἁγία* heilige) Fünfte (d. i. Tag)“, oder nach deutschen Begriffen: „der grosse Donnerstag.“ Die volkstümlichen Bezeichnungen dieses Tages sind: in Frankreich: *jeudi saint;* in Italien: *Giovedì Santo;* in Spanien: *Jueves santo* (= der heilige Donnerstag). In Portugal giebt es keine spezielle Bezeichnung für diesen Tag; die Zeit von Gründonnerstag mittags 12 Uhr bis Charfreitag mittags 12 Uhr bildet einen Festtag: *Sextafeira da Paixao,* der sechste Tag von *Pascha* oder der Osterwoche; *Dia santo,* der heilige Tag, wird die zweite Hälfte des Gründonnerstag und die erste

Hälfte des Charfreitags genannt. Wollte man Gründonnerstag speziell übersetzen, so würde er heissen: *Quinta feira santa* „der heilige fünfte Tag". In England: *Maundy-thursday* (*Maund* = Korb, Handkorb) „Korbdonnerstag". In Dänemark: *Skærtorsdag* „Reindonnerstag, heiliger Donnerstag". In Holland: *Witte Donderdag* „Weisser Donnerstag". Schwedisch ist die Bezeichnung die nämliche: Skärthorstag. In Polen: *Wielki Czwartek* „der grosse Donnerstag". In Russland: Великiй Четвертокъ (*Weliki Tschetwertok*) „der grosse Donnerstag".

Nach W. D. Fuhrmanns Handwörterbuch der christlichen Religions- und Kirchengeschichte (Halle 1826) soll dieser Name weder von den Introituswörten der Messe dieses Tages Ps. 23, 2: *In loco pascuae etc.*, noch von den um diese Zeit gewöhnlich schon grünenden Fluren, noch weniger von *carena*, karren, karin, grin, wie Manche wollen, sondern von der aus dem Judentume mit herübergenommenen Sitte der ersten Christen, an diesem Tage das erste Grüne des Frühjahrs, Kohl, Winterspinat und ähnliche Küchenkräuter zu essen, herzuleiten sein. In vielen Gegenden Deutschlands heisst er auch „hoher Donnerstag" und von der an ihm ehemals üblichen *Reconciliatio poenitentium* Antlass-Pfinztag, welchen Namen man auch noch in Österreich, zuweilen im Munde sehr alter Landleute hört (Freib. Kirch. Lex. II. p. 456).

Die Benennung „grüner Donnerstag" bildete sich nach mittellat. *dies viridium* = „Tag der Grünen" d. h. der öffentlichen Büsser, die nach der während der Fastenzeit vollbrachten Busse von ihren Vergehungen und Kirchenstrafen losgesprochen und als Sündenlose wieder in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurden, um zur heiligen Abendmahlsfeier zugelassen zu werden. Jene Lossprechung und damit auch diese Zulassung nämlich waren eine Haupthandlung in der früheren Kirche am Donnerstage vor Ostern als am Tage der Einsetzung des hl. Abendmahles, wie auch der Name „Antlasstag", nhd. antlâztac, = „Tag des Erlasses der Kirchenstrafen und der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinde." (Weigand, deutsches Wörterbuch S. 733 f.)

Der Name „Gründonnerstag", meint Holtzmann — Holder, beziehe sich auf nichts Christliches, sondern auf einen Gebrauch am Feste des Thôrr; an manchen Orten isst man grüne Pfannkuchen, grünes Kraut, offenbar Überreste eines Thôrrfestes (deutsche Mythol. S. 68). (Beim jüdischen Ostermahle waren ausser dem Osterlamm auch verschiedene Kräuter, z. B. Endivien, und andere, vorgeschrieben. Man nimmt an, dass Christus beim letzten Abendmahle diese Vorschrift genau beobachtet habe, und von diesen Kräutern der Tag den Namen „Gründonnerstag" erhalten hätte. Diese Erklärung ist aber gesucht. Es verdient die obige wohl als die natürliche den Vorzug.)

Sehr interessant ist ein Aufsatz im „Berliner Tageblatt 1882 Nr. 163. Morgenausgabe" über „Grün-Donnerstags-Sitten." Wir lassen denselben hier wörtlich folgen: „An den Donnerstag vor dem „grünen Donnerstag", den die christliche Kirche als den Tag der Einsetzung des heiligen Abendmahls annimmt, knüpfen sich mancherlei heidnische Gebräuche. In kluger und oft sinnreicher Weise verstand es die Geistlichkeit, die altüberlieferten Gewohnheiten und Sitten der heidnischen Germanen in kirchliche Gebräuche umzumünzen, und die nachfolgende Blumenlese aus den noch heute bestehenden Gründonnerstags-Sitten lässt den alten Charakter des Tages als ein echtes und rechtes Frühlingsfest deutlich erkennen. Die jungen Gemüse, Früchte, frische Eier als Sinnbilder der Lebenskraft, und namentlich Honig, frischer Blumenhonig — kurz die Erstlinge in Feld und Wald spielen eine Hauptrolle. In Deutschland pflegt man an diesem Tage etwas Grünes zu essen: in unserer Residenz und in der Mark meistens Grünkohl, während in Hamburg und Altona Kräutersuppe von sieben verschiedenen Kräutern und in Hessen Gemüse von neunerlei Kräutern genossen wird. Die Sachsen essen ihren Rübsensalat, die Böhmen Spinatkarpfen, d. h. mit Spinat gefüllte Karpfen, und die Schwaben ihre aus allerlei Gemüsen bereiteten „Laubfrösche." In Sachsen ist an diesem Tage Honigbrot sehr beliebt. Überhaupt spielt der Honig eine hervorragende

Rolle. Die Sachsen und Hessen werden zu Eseln, wie man sagt, wenn sie am grünen Donnerstage keinen Honig essen, während dessen Genuss die Niederländer vor dem Biss toller Hunde schützen soll. In Böhmen gilt der grüne Donnerstag als Glückstag. Der Bauer wirft, nachdem er sich vor Sonnenaufgang stillschweigend gewaschen, eine mit Honig bestrichene Brotschnitte in den Brunnen, eine andere auf den Acker, um die junge Saat vor Ungeziefer zu bewahren. In Hessen und in der Mark gedeiht der an diesem Tage gesäte Kohl am besten. Die Eier, welche das Federvieh am — wie die Vlaminger sagen — weissen, hohen oder grossen Donnerstag legt, heissen „Antlass-Eier“ (Entlassungs- oder Vergebungseier) und schützen das männliche Geschlecht vor körperlichem Schaden. Andere behaupten: „Die ausgebrüteten Antlasseier werden lauter Hähne oder Hühner, die jährlich ihre Farbe wechseln; ausserdem bewahren sie vor Feuersnot, und wer sie in der Kirche oder am Kreuzwege bei sich trägt, erkennt jede Hexe schon von Weitem.“ — In England verteilt man an eine gewisse Anzahl von Armen einen Korb mit Salzfischen, Rinderbraten, Brot und Bier, daher der Name „Korbdonnerstag.“ Der letztere Gebrauch weist auf die Gastmähler zurück, welche im Mittelalter „zu Ehren des Tisches Christi“ mit grossem Aufwande gefeiert wurden, während alle andern Sitten auf den „Donar, den Beschützer des Landbaues“ zurückgehen. Die üblichen Speisen sind Reste des Opfers, welches man dem Donnergotte darbrachte, um für die Besiegung des Winters zu danken, und die Gaben aus den Erstlingen des Pflanzenreiches, welche dargebracht wurden, sind wohl der Grund, weshalb dieser Donnerstag als der „grüne“ bezeichnet worden ist. — In Wien herrscht die alte Sitte, dass im Ceremoniensaale der Hofburg an zwölf Männern und zwölf Frauen von Seiten des Kaiserpaares die „Fusswaschung“ vollzogen wird. Die „Neue Freie Presse“ teilt die Namen der Betreffenden mit: die Jüngsten von ihnen sind im vorigen Jahre 86 Jahre und die Ältesten 91 Jahre alt gewesen. Die zwölf Männer repräsentieren das schöne Alter

von 1073 Jahren, die Frauen sind zusammen 1096 Jahre alt."

J. und W. Grimm (D. Wörterb. II. Sp. 1254 f.) geben folgende Erklärung des Wortes: „Der grüne Donnerstag, der Donnerstag vor Ostern, wird seit 692 in der christlichen Kirche gefeiert. Man leitet grün, wie die lateinische Benennung *dies viridium,* Tag der grünen Kräuter, von der noch heute verbreiteten Sitte ab, an diesem Tag frisches, grünes Zugemüse zu essen, einen eigenen grünen Donnerstagkohl, wozu die eben aufgesprossten Kräuter, unter denen sich auch die grosse Brennessel *(urtica dioica)* befinden muss, gesucht werden. Diese Speise soll gegen Krankheiten schützen. Allein Tag der grünen Kräuter ist nicht die ursprüngliche Bedeutung und bezieht sich auf eine höhere, geistige. Grün heisst hier soviel als heil, frisches Leben bringend, wie Wolfram (Parzival 330, 20) von grüener Freude spricht, und *dies viridium* ist der Tag der grünen, d. h. der von der Sünde befreiten, rein gewordenen; denn an diesem Tage nach der während der Fastenzeit vollbrachten Busse, fand die Lossprechung von Vergehungen und Kirchenstrafen und die Zulassung zum hl. Abendmahl statt. Diese Erklärung bestätigt eine Stelle in Eychmans Vocabular. *predicantium (1483)* bl. x. 5a *viridis ein grunender, der da on sunde ist, grun.*"

Wie diese verschiedenen Versuche der Erklärung *) zeigen, ist man noch zu keinem Resultate gekommen.

Die Feier dieses Tages datiert von den frühesten Zeiten her; Chrysostomus hielt an ihm Homilien über den Verrat des Judas und über das allerheiligste Sakrament (Chrysost. opp. t. II. edit. Montf. p. 384) und das Concil von Karthago (ann. 397) erwähnt desselben als eines schon lange, wenigstens in Afrika, bestehenden Festtages; auch ist in der mozarabischen, gotischen und altgallicanischen Liturgie eine eigene Messe für ihn verzeichnet (vgl. Mabill. Mus. Ital. I. 316). Zu einem allgemeinen Festtage wurde er erst unter Pabst Sergius I. erhoben (692).

---

*) Ein noch schwächerer Versuch der Erklärung ist der: Ursprünglich hiess der grüne Donnerstag Fronleichnam, dieser letztere Tag dagegen passender grüner Donnerstag. Später wurden dann die Benennungen verschoben.

c) Karfreitag.

Baldr, der Sohn Wôdans und der Frigga, ist die personifizierte Schönheit. Er ist so schön von Antlitz und so glänzend, dass ein Schein von ihm ausgeht. Er ist der weiseste, beredteste und mildeste von allen Asen oder Göttern. Er bewohnt im Himmel eine Stätte, wo nichts Unreines geduldet wird. Nanna ist seine jungfräuliche Gemahlin. Einst träumte Baldr schwere Träume, die seinem Leben Gefahr deuteten. Auch Wôdans Raben und die Wahrsagerinnen verkündigten seinen nahen Tod. Diesen wollten die Asen abwenden. Frigga nahm allen Elementen und Geschöpfen den Eid ab, dass sie Baldr nicht schaden wollten; nur einem eben keimenden Mistelspross nahm sie, weil vermeintlich unnötig, keinen Eid ab. Die Götter belustigten sich damit, auf Baldr zu schiessen, zu werfen, nach ihm zu stechen und zu hauen. Nichts vermochte ihm zu schaden. Loki aber hatte in Gestalt einer Frau der Frigga das Geheimnis von jenem Mistelspross zu entlocken gewusst. Diesen nahm er und gab ihn dem blinden und starken Hödhr, welcher denselben auf Baldr abschoss, und durchbohrt fiel da Baldr tot zu Boden. Die Asen weinten um ihren Liebling. Man brachte die Leiche auf ein Schiff, um es den Wogen zu überlassen. Als die jungfräuliche Nanna das sah, brach ihr Herz und sie starb. Da wurde sie auf einen Scheiterhaufen gebracht und verbrannt. Auf Friggas Rat sandten alle Götter ihren Boten Hermôdhr in die Unterwelt, damit die Göttin Hel Baldr wieder herausgebe. Diese versprach, ihnen zu willfahren, sobald alle Wesen, selbst die Steine, weinten. Die Asen sandten darauf Boten in alle Welt, alles solle den Baldr aus Hels Gewalt weinen; und Menschen und Tiere, Steine und Bäume, alle Erze weinten. Der böse Loki aber gab in der Gestalt der Riesenjungfrau Thökk den Götterboten zur Antwort, sie könne Baldr nicht beweinen, weil sie weder im Leben noch im Tode Gutes von ihm empfangen habe. So blieb denn Baldr in der Unterwelt und alles Klagen war vergeblich.

Nun heisst im Altdeutschen *chara* die Klage. Sollte

also nicht die Zeit, in der um Baldr geklagt wurde, Karzeit, Karwoche heissen können? Wir hätten dann hier wiederum einen heidnischen Gebrauch, der der christlichen Sitte seinen Namen gab.

Eine andere Ableitung ist die von *χάρις* = Huld, Gnade, Liebe. Jesus stirbt am Kreuze für die Sünden der Welt; somit ist der Karfreitag die Feier der reinsten, unbedingt sich opfernden Liebe. Wieder eine andere Ableitung ist die von *carus* = teuer. Der Leidenstag Jesu als Feier unserer Erlösung ist uns teuer. Unter beiden letzteren Etymologien verdiente wohl die lateinische den Vorzug; vor allen aber dünkt uns annehmbar die Ableitung von *chara* = Klage, *charôn, charen, caren* = klagen, *Charfrîtag* = Klagefreitag. Denn in der christlichen Klagezeit werden (die Lamentationes) die Klagelieder des Jeremias gesungen, und es kann diese deutsche Übersetzung von *lamentatio* mit *chareleih* der Woche und dem Tage des Leidens Jesu den Namen gegeben haben. — Versucht wurden manche andere Ableitungen; so von *παρασκευή* = Zubereitung, das Luther mit Rüsttag übersetzt, und das andere mit Garstag (von *gar* = fertig), oder vom *carruca* = Wagen, womit man vor dem Gebrauche der Glocken durch die Gassen fuhr, um die Christen zum Gottesdienst zu rufen (Rippel, Altertum der Caeremonien), oder von *caro* = Fleisch, von *carema (carême)* (aus *quadragesima*) = vierzigtägiges Fasten (Binterims Denkwürdigk. V. 1. 179).

Während nun in Deutschland die uralte Bezeichnung Karwoche und Karfreitag sich erhalten hat, sehen wir bei den übrigen Völkern verschiedenartige Benennungen, die wir einfach zusammenstellen wollen.

1. In der griechischen Kirche heisst die Karwoche: *ἑβδομὰς τῶν ἁγίων παθῶν* „Woche der hl. Leiden“, *τοῦ σωτηρίου πάθους* „Woche der Erlösung des Heils“, *ἑβδομὰς ἄπρακτος* „Stumme Woche“.
2. In Italien: *Settimana Santa* „Heilige Woche“.
3. In Spanien: *Semana Santa* „Heilige Woche“.
4. In Portugal: *Semana Santa* „Heilige Woche“.

5. In Frankreich: *semaine sainte* „Heilige Woche“.
6. In England: *passion-week* „Leidenswoche“.
7. In Dänemark: *Stille Uge, Dimmelugen* „Stille Woche“.
8. In Holland: *De goede (stille) week* „Die gute (stille) 'oche“.
9. In Schweden *Påskwecka* (Paschawoche).
10. In Russland: Страстная недѣля (*Strastnaja nedelja*) „Die ›idenswoche“.
11. In Polen: *Wielki tydzien* (Grosse Woche).

Der Karfreitag heisst: 1. in der römischen Kirche: *ırasceve* „Rüsttag“ (der Tag des Rüstens für denSabbath).

2. In der griechischen Kirche heisst er: *ἡ μεγάλη Πα-σκευή* „Der grosse Freitag“ (d. h. Rüsttag; vergl. den Ar-kel „Freitag“).
3. In Italien: *Venerdi Santo* „Der hl. Freitag“.
4. In Spanien: *Viérnes Santo* „Der hl. Freitag“.
5. In Portugal: vergl. „Gründonnerstag“.
6. In Frankreich: *Le vendredi saint* „Der hl. Freitag“.
7. In England: *Good Friday* „Der gute Freitag“.
8. In Holland: *goede Vrijdag* „Der gute Freitag“.
9. In Dänemark: *Langfredag* „Langfreitag“.
10. In Schweden: *Langfredag* „Langfreitag“.
11. In Russland: Великая пятница (*Welikaja Pjätniza*) „Der osse Freitag“.
12. In Polen: *Wielki (Piontek)* „Der grosse Freitag“.

Wie bei der Geburt so kamen auch beim Tode Jesu 'under in der Natur vor. Ausser den bei Matthäus (27, —54) aufgezählten ist folgendes aus der Tradition bekannt: ır Zeit des Todes Jesu hörten Schiffer auf dem adriati-ıen Meere bei der Insel Paxos, unfern von Corfu, eine imme rufen: „Der grosse Pan ist gestorben!“ und ein ge-ıltiges, wie von vielen ausgehendes Seufzen (Plutarch, vom ›rfall der Orakel 17). Pan bedeutete bei den Alten nicht ›ss den Hirtengott, sondern auch das All. In Bayern be-ıht der Glaube, dass man am Karfreitage den Obstbaum t einem Schlegel schlagen müsse, um ihn recht fruchtbar machen. In Alemannien glaubt man, dass, was am Kar-

freitag gesät werde, gut gedeihe, was übrigens auch beim Gründonnerstag der Fall sein soll.

5. Ostern.

Bei allen Völkern, ausser den Deutschen, Polen und Russen, hat das Osterfest seinen Namen vom jüdischen Pascha. Bekanntlich enthält das zweite Buch Mosis, (Kap. 12,) die Verordnung, dass die Kinder Israels zum Andenken daran, dass der Würgengel an ihren Häusern vorüberging und nur die ägyptische Erstgeburt wegraffte, jährlich ein Fest des Vorübergangs פֶּסַח *(Pesach)* von פסח *(Pasach)* vorüber gehen, feiern sollten. Dieses jüdische Paschafest war das Vorbild des christlichen, die Rettung vom physischen Tode ein Typus der Rettung vom ewigen durch Christus; das Schlachten des alten Pascha-Lamms ein Typus des Opfers des göttlichen Lammes, und die Befreiung aus Ägypten ein Typus der Befreiung aus der Gewalt Satans durch Christus. So ging das Paschafest in erhöhter Bedeutung von Anfang an in die christliche Kirche über, und mit dem Feste auch sein Name. — Die alten griechischen Christen leiteten jedoch dieses Wort — des Hebräischen unkundig — von ihrem Verbum *πάσχω*, d. i. leiden, her. — Woher entstand nun unsere abweichende Bezeichnung Ostern? Honorius von Autun (im 12. Jahrhundert) leitete das Wort Ostern von Osten her, indem er sagt: „*Osterum dicitur ab Oriente, quia sicut ibi sol surgit, in occasu moritur, ita hic solus justitiae, qui est Christus, qui in morte occasum subiit, hic resurrexit*“ (in Sacramentar. c. 42, bei Pez, thesaur. anecdot. T. II). Das Richtige aber hatte schon der mehrfach citierte Beda Venerabilis ausgesprochen in den Worten: „*Eosturmonath, qui nunc paschalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum* (der Angelsachsen), *quae Eostre vocabatur, et cui in illo festa celebrabant, nomen habuit, a cuius nomine nunc paschale tempus cognominant, consueto antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes*“ (De ration. temp. c. 13). Man sieht daraus, die Angelsachsen verehrten zur Zeit des Frühlingsanfangs ihre Göttin Eostre (richtiger Eástre) und nannten nach ihr den Monat „Eastermonath“,

elche Benennung sie auch nach ihrer Bekehrung zum Chri-
entum beibehielten. Was aber den Angelsachsen ihre
istre, das war den Deutschen ihre Ostara, „die Gottheit
s strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichts“, wie
kob Grimm (Deutsche Mythologie, 2. Aufl. Bd. I. S. 268)
gt, „eine freudige, heilbringende Erscheinung, deren Be-
iff für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes ver-
ndt werden konnte, ein höheres Wesen des Heidentums,
ssen Dienst so feste Wurzel geschlagen hatte, dass die Be-
hrer den Namen duldeten und auf eins der höchsten christ-
hen Jahresfeste anwandten.“ Darum heisst bei Einhart
ch der April *ôstarmânoth,* und schon in den frühesten alt-
chdeutschen Sprachdenkmälern trägt das Paschafest den
men *ôstarâ* (Beiträge zur Kirchengeschichte, Archäologie
d Liturgik II. Bd. S. 285 f. von Hefele).

An diese deutsche Bezeichnung Ostern schliesst sich nur
e englische *easter* an. Alle anderen germanischen und ro-
nischen Benennungen sind von *Pascha* herzuleiten.

1. In Italien: *Pasqua.*
2. In Spanien: *Pascuas.*
3. In Frankreich: *Pâques.*
4. In Portugal: *Pasquo.*
5. In Dänemark: *Paaske.*
6. In Schweden: *Påsk.*
7. In Holland. *Paaschen.*

oliert stehen da die slavischen Völker:

8. Polen: *Wielkanoc* (Grosse Nacht).
9. Russland: Свѣтлое Воскресенье *(Swetloje Woskresenje)* r helle Sonntag (Auferstehung).

Merkwürdig ist, dass Vulfila das Wort *austro* meidet und
sca schreibt, und die nordische Sprache *pâskir,* die alt-
hsische *pascha* und *pasca,* die mittelniederdeutsche *pasche,*
e neuniederdeutsche *pâsken,* die altfriesische *pascha* hat.
so da, wo das Christentum am spätesten hinkam, gelang
noch, den heidnischen Namen zu unterdrücken. Dabei
auffallend, dass wir von einer Göttin, deren Kultus und
me sich so schwer verdrängen liess, so wenig wissen.

Dass Ostara wirklich eine Göttin war, könnte selbst bezweifelt werden, wenn wir nicht dafür das Zeugnis des Baeda Venerabilis hätten, aber auch nur dieses (de temp. rat. cap. 13). Wir entnehmen eine wichtige diesbezügliche Stelle wörtlich der „Deutschen Mythologie“ von Holtzmann-Holder S. 137 f.

„Die Göttin Ostara ist, wenn es wirklich eine solche gab, wie es scheint, die Göttin der Morgenröte, des Frühlings und des Wachstums gewesen und wohnte im Osten. Ihr Fest, das eigentliche, d. h. altheidnische, Osterfest, fiel auf die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche, den 21. März. Wahrscheinlich ist der Hase das heilige Tier der Ostara gewesen; in der That haben auch die Germanen den Hasen nicht getötet und nicht gegessen, weil er als heiliges Tier galt. Noch heute hat der Hase seine mythologische Bedeutung. Viele Kräuter werden nach dem Hasen benannt. Es ist ein sehr alter und weitverbreiteter Glaube, dass ein quer über den Weg eines Wanderers springender Hase eine schlimme Vorbedeutung sei und die Mahnung zur Umkehr enthalte, woraus hervorgeht, dass unsere Voreltern annahmen, dass der Hase im Dienste einer Gottheit stehe, welche den Menschen warnen will, seinem Willen zu folgen. An vielen Orten ist von gespenstischen Hasen, jedoch meist von dreibeinigen die Rede, was deshalb ganz besonders beachtenswert ist, weil ein dreibeiniges Gespenst immer auf eine Gottheit hindeutet.“

Aus den angeführten Gründen geht hervor, dass die Hasen in religiöser Beziehung eine nicht unbedeutende Stellung eingenommen haben, und da man sie noch in der Gegenwart als Wesen bezeichnet, welche früh morgens die buntfarbigen Ostereier legen, so ist zu vermuten, dass sie bei der Ostara wegen ihrer windgleichen Schnelligkeit den Dienst versehen. Der Hase scheint vorerst ein Vogel gewesen zu sein, den die Göttin in ein vierfüssiges Tier verwandelte; darum kann er in dankbarer Erinnerung an seine frühere Eigenschaft als Vogel am Feste der Göttin Eier legen. Am Feste der Göttin wurden Eier geopfert, aber, weil sie tierischer Natur sind, nur durch die Hand des Priesters. Noch heute besteht an manchen Orten der Gebrauch, zu Ostern

den Geistlichen Eier zu bringen. Vielleicht gehen die Ostereier auch nicht einmal bis ins Heidentum zurück; denn mit Ostern hören die Fasten auf, und da ist es altüblich, am Osterabend Eier und Fleisch in der Kirche zu weihen. Bei verschiedenen heidnischen Völkern waren Eier bei dem Frühlingsfeste im Gebrauche als Sinnbilder der wieder zum Leben erwachenden Pflanzen- und Tierwelt. Bei den Indern war das Ei Sinnbild des Weltganzen, Erde und Himmel wurden mit den beiden Hälften eines Eis verglichen. Sehr passend konnte daher das Ei als Sinnbild der Auferstehung in die christliche Symbolik aufgenommen werden. Christus brach am Ostermorgen aus dem Grabe, wie das junge Küchlein aus dem Ei, in dem es begraben liegt. Daher in der Christenheit von sehr alter Zeit her der Gebrauch der Ostereier), die man sich wechselseitig schenkt, indem man sich zur Auferstehung des Heilands Glück wünscht. Dieser Gebrauch herrscht jetzt noch am allgemeinsten in der griechischen und russischen Kirche, wobei in der Zahl, Grösse und symbolischen Bemalung oder inneren Ausfüllung der Eier erstaunlicher Luxus getrieben wird.

Ein Hase wurde auch der Nehalennia oder Nerthus geopfert, die vielleicht Tacitus mit dem Namen meint a. a. O. c. 40. Ihr Zeichen ist bald ein Wagen, bald ein Schiff, bald ein Pflug. Der Wagen und das Schiff sind aber nicht immer notwendig getrennt, sondern ein Fahrzeug, ein Schiffswagen; aus diesem Schiffswagen ist unser Carnaval *(car naval)* entsprungen; noch bei Sebastian Brant musste dieser Zusammenhang fortwirken, als er sein Narrenschiff schrieb. Jenes war Schiff und Wagen zugleich; Weber wurden vorgespannt, die es über Aachen und Maestricht, wo Segel und Mast hinzukamen, nach Tongern und Looz zogen; von da sollte es über Duras und Léau nach Löwen und, wie Wolf vermutet, nach Antwerpen und auf die Schelde gebracht werden, an deren Mündung jener Selandiae extremus angelus lag, wo das Heiligtum der Nehalennia gleich jenem der Ertha auf einer insula Oceani (Walchern) in einem castum nemus stand, und deutscher und keltischer Gottesdienst, vielleicht zu einem

Bunde der Völker, zusammenfliessen konnte, alles freilich in später christlicher Zeit, um das Jahr 1153, aber als Nachklang des Heidentums. Darum eiferte auch die Geistlichkeit gegen solch abgöttisches Treiben, dem aber das Volk noch gewogen schien, und das auch die weltliche Obrigkeit, wahrscheinlich als althergebracht, beschützte. In Aachen ward das Schiff mit grossem Zulauf von Männern und Frauen festlich eingeholt; anderwärts stürzten sich Scharen von Frauen mit flatterndem Haare und losem Gewand, alle weibliche Schamhaftigkeit missachtend, unter die Menge, die das Schiff umtanzte. Die Weber, die es zu ziehen gezwungen waren, murrten wider die Gewalt, die ihnen geschah, obgleich sie doch eigentlich für die Priester der Göttin gelten sollten, weshalb sie ein Pfand von allen zu nehmen berechtigt waren, die sich dem Heiligtum nahten. *Attingere uni sacerdoti concessum* sagt Tacitus bei der Ertha. Diese Priesterschaft der Weber erscheint schon bei der römischen, ja bei der ägyptischen Isis; auch bei andern deutschen Festen finden wir sie neben den Metzgern, die wahrscheinlich die Opferung zu vollbringen hatten, beteiligt. Neben den Webern sind es Frauen, die an dem Kultus teilnehmen, und sie thun es ohne Widerstreben, mit sichtbarer Vorliebe, im unerloschenen Gefühl ihrer alten Priesterschaft (vgl. Simrock, D. M. S. 387 ff.). Mit dieser Ableitung des Wortes Karnaval — Wagenschiff stimmt allerdings die Thatsache überein, dass noch heute in manchen Städten ein Wagenschiff durch die Strassen gezogen wird, sowie dass besonders am Rhein, namentlich in Köln, die Karnevalsspiele am grossartigsten florieren. Wenn diese Karnevalsfeier ein Rest des Kultus der Nehalennia oder Ertha ist, so scheint das letztere Fest jedenfalls in das Frühjahr gefallen zu sein. Dass das Karnevalsfest in seiner ursprünglichen Gestalt als Narrenfest nicht in die österliche Fastenzeit und ebensowenig in den nächsten Umkreis von Ostern und Pfingsten fallen kann, versteht sich von selbst. Am natürlichsten war es daher, ihm die Tage unmittelbar vor Aschermittwoch anzuweisen. Diese Tage gestatten noch derartige Spiele, um

so mehr, weil damit dem Vergnügen und der Lustbarkeit auf lange Zeit Lebewohl (ital. *carne vale* = Fleisch leb wohl) gesagt wird. Diese letztere Ableitung ist ebenso natürlich als einfach, wie die erstere von *car,* abgekürzt von *carucca* Wagen und *naval* Schiff. Auch ist die Sitte der Karnevalsspiele nicht ausschliesslich deutschen Ursprungs.

Gegen diese so einfache Ableitung des Wortes Ostern — um nach dem Karneval dahin zurückzukehren — haben die Germanisten aus philologischen Gründen Einwand erhoben. Weinhold (die deutschen Mon. S. 52) sagt: „*ôstarâ* selbst ist unmöglich nach einer heidnischen Göttin Ostara, Eostre benannt, sondern nach der Morgenröte oder dem Aufgange *(ôstarâ)* des Jahres, dem Frühling.“ Vgl. über die Etymologie A. Kuhn über den Namen Ostara, und Ahrens in Kuhns Zeitschrift III. 171. Die angelsächsische Eostre sieht nach einer Erfindung Bedas aus; auf sie allein stützt sich die von J. Grimm (Myth. 267) gemutmasste deutsche Ostara. Damit stimmen überein Heinrich Leo („Angelsächsisches Glossar“), Hermann Oeser (nach mündlicher Mitteilung), während ältere Germanisten und Mythologen, wie J. und W. Grimm, Wackernagel, Simrock, Wolf u. a. m an einer Göttin Ostara nicht zweifeln. Die ganze Frage dreht sich eben um die Glaubwürdigkeit des Beda Venerabilis, die unserer Meinung nach doch ziemlich unanfechtbar ist; denn die Christianisierung Englands begann Ende des sechsten Jahrhunderts und war Ende des siebten Jahrhunderts fast vollendet. Nun ist Beda 672 geboren; er steht also der Zeit, da die Angelsachsen Heiden waren, verhältnismässig nahe und konnte gewiss mitzuverlässiger Genauigkeit über die Religion derselben sich unterrichten lassen. Übrigens ist unwahrscheinlich, dass die Germanen ohne eine bestimmte Gottheit zu Ehren des Frühlings oder des mit der Sonne von Osten kommenden, neuerwachten Lebens der Natur ein Fest sollten gehalten haben. Ein Naturvolk begeht für abstrakte Naturerscheinungen kein religiöses Fest, sondern nur für eine bestimmte Gottheit. Einen Rest der germanisch-heidnischen Osterfeier haben wir

endlich in der Sitte, auf den Bergen sogenannte Osterfeuer anzuzünden. Man sprang über das Feuer, trieb das Vieh rasch hindurch, und rannte mit brennenden Holzstücken über die Saatfelder hinweg.

Um den Segen des bald befruchtende Gewitter, bald verderblichen Hagel sendenden Donnergottes zu erflehen, brachte der heidnische Germane unzweifelhaft bestimmte Opfer. Nachdem der gefürchtete Gott verlassen war, fielen seine Opfer, oder verwandelten sich in abergläubische Gebräuche, welche der Feldfrucht Schutz gegen die früher verehrte Macht des Feldgottes gewähren sollten. Während daher sonst zu Anfang des Frühlings dem Thôrr die Osterfeuer loderten und Priester die Brände derselben in die Äcker steckten, oder die Asche über die Felder streuten, um ihre Fruchtbarkeit zu mehren und Hagelschlag zu bannen), warf der Neubekehrte den ob seines roten Bartes mit dem Verräter Judas identifizierten Donnergott selbst ins Feuer, um seine Saaten vor Hagelschauer zu bewahren. Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts verbot das Mandat des Herzogs Max I. wider Aberglauben, Zauberei und Hexenwerk, am Auffahrtstage in den Kirchen ein „angezündte Bildnuss des bösen Geists“ von der Höhe herabzuwerfen, um deren Fetzen sich das Volk als Schauermittel balgte. Noch jetzt brennen Judas- oder Osterfeuer vom Böhmerwald bis an die Alpen und werden Asche und Brände davon auf die Äcker getragen, um Schutz gegen Bilmesschneider und Hagelwetter zu gewähren, wo sie nicht durch polizeiliche Aufklärung beseitigt sind.

Die allgemeine Verbreitung der Frühlingsfeuer zwang selbst die christliche Kirche, sie unter der Form der Feuerweihe, welche am Karsamstage vollzogen wird, unter ihr Patronat zu stellen. Diese Feuerweihe heisst man in einzelnen Gegenden Tirols das Judasverbrennen, und man glaubt allgemein, dass Brände und Kohlen von dem neuentzündeten Osterfeuer wider Hexenwerk und Hagel Schutz verleihen. Auch in österr. Schlesien verbrennt man am Totensonntage den Totenmann oder „alten Juden“ (Judas); und

wie in Bayern der Judas oder Ostermann verbrannt, in Steiermark der Tatermann ins Johannisfeuer geworfen wird, so wird in östr. Schlesien am Rupertstag der Tod begraben, d. h. eine aus Lumpen gefertigte Figur wird angezündet und die Zuschauer balgen sich um die brennenden Fetzen, weil sie die Fruchtbarkeit der Saatfelder vermehren sollen.

Die in Bayern und Österreich heimischen Bräuche bezeugen, dass die Johannisfeuer neben den Oster- und Frühlingsfeuern bestehen und in ihrem Wesen nur zu Ehren des Feldgottes Thôrr angezündete Osterfeuer waren. Diese Deutung erhellt aus der Gleichheit der Gebräuche; denn auch bei den Johannis- oder Sunwendfeuern werden durch ganz Bayern und Österreich bis hinab nach Ungarn Brände und Asche als abergläubische Schutzmittel auf die Felder gebracht.

Im südwestlichen Deutschland kennt man die Sitte des „Judas verbrennens“ nur dem Namen nach; es wird keine eigentliche Figur des Judas verbrannt; alte Kreuze und unbrauchbare Kirchengeräte werden in das s. g. „wilde Feuer“ geworfen, (ein sinniger Vergleich mit Judas); dieses Feuer wird kirchlich gesegnet, man lässt Pfähle darin ankohlen und bringt sie nebst andern Kohlen nach Hause, verbrennt sie teilweise bei Gewittern zur Abwehrung gegen Einschlagen des Blitzes; den andern Teil der Pfähle bewahrt man auf, lehnt sie bei jedem Gewitter an den Herd oder macht daraus kleine Kreuze, steckt diese am Georgitage (23. April) oder an Kreuzerfindung (3. Mai) in die Felder, oder streut die Kohlen darauf, um sie vor Hagel, Miswachs und Ungeziefer zu bewahren. Auch macht man mit den Kohlen drei Kreuze an die Thüre des Hauses und steckt die angekohlten Scheite unter das Dach des Hauses.

Dieser ursprünglich heidnischen Bräuche bemächtigte sich die Kirche. An der Ostervigil wurden nämlich sämtliche Lichter in der Kirche, selbst das ewige Licht ausgelöscht. Am andern Tage in aller Frühe wird das „wilde Feuer“ — *novus ignis de lapide excussus* — vom Küster mit dem Feuerstein entzündet und dann vom Priester geweiht.

An diesem Feuer werden dann Kohlen angezündet, an denen wiederum die Lichter nacheinander entzündet werden: Zunächst die dreifach geteilte Kerze, der Triangel, dann die Osterkerze, hierauf die übrigen und zuletzt das ewige Licht.

Es hat diese Ceremonie an einigen Orten grössere Ausdehnung gewonnen: mittelst des so gewonnenen *novus ignis de lapide excussus* wird vom Volke in der Nähe der Kirche ein grösseres Feuer entfacht und alte Grabkreuze vom Kirchhofe, sowie alles noch übrige heilige Öl, überhaupt alles Brennbare aus dem *sacrarium* hineingeworfen, zuweilen auch die Figur des Verräters Judas.

Ursprünglich aber wurde alltäglich in der Kirche erst Feuer geschlagen und daran die Lampen und Kerzen angezündet. Die Sitte kam in Wegfall, als wegen Aufbewahrung des allerheiligsten Sakramentes ein sogenanntes ewiges Licht unterhalten wurde. Wenn nach Beendigung der Karfreitagsliturgie das heilige Sakrament nicht mehr in der Kirche war, dann wurde auch das letzte Licht ausgelöscht. Bald wurde dieses Auslöschen symbolisch dahin aufgefasst, dass mit Christi Tod der alte Bund sein Ende erreicht habe; deshalb müssen heute noch am Karsamstage, ehe das neue Licht in die Kirche getragen wird, alle andern Lichter ausgelöscht werden. Übrigens herrschte nicht in allen Gegenden die nämliche Übung. In Rom speziell wurde beim Gottesdienst *in Cena Domini,* nachdem in der vorausgegangenen Nacht auch alle Lichter ausgelöscht waren, das neue Feuer und Licht besonders feierlich geweiht und an diesem Feuer drei Lampen angezündet, die an einem verborgenen Orte aufgehängt und bis zum Karsamstag sorgsam unterhalten wurden. Die Osterkerze wurde dann einfach an einem dieser Lichter angezündet. Dort, wo bei der Trauermette der drei letzten Tage jedesmal alle Lichter ausgelöscht wurden, musste man jeden Tag ein neues Licht besorgen. Diese römische Praxis erfahren wir aus einem Briefe des Pabstes Zacharias (741—752) an den heiligen Bonifaz: *„Quoad ignem paschalem nostra traditio est, quod in Cena Domini, dum S. Chrisma conse-*

cratur, lampadum omnium congregetur oleum in tres magnas lampades, quae in secreto quodam ecclesiae loco ad imitationem interioris tabernaculi recondantur ardeantque continuo, ita ut oleum sufficere possit usque ad tertium diem; de igne vero, qui ex crystallis sumitur, ut asseruistis, nullam habemus traditionem."

Im folgenden Jahrhundert sagt Pabst Leo IV. (847 bis 855) in *Hom. de cura pastor.*: „*in Sabbato Paschae exstincto veteri novus ignis benedicatur et per populum dividatur, et aqua similiter* (vgl. Pastoral-Blatt des Bistums Münster, 1882, Nr. 2 „die Feuer- und Kerzenweihe am Karsamstage").

Es ist also nicht zu verkennen, dass in die heutige römische Liturgie Bestandteile germanisch-heidnischer Observanzen beim Osterfeuer aufgenommen wurden. Darauf deutet die deutsche Benennung „wildes Feuer" hin, ferner der Umstand, dass dasselbe ausserhalb der Kirche geweiht werden muss (Furcht vor Feuersgefahr kann doch nicht die Ursache dieser Anordnung sein), und dass das Volk dieses Feuer, bzw. darin angebranntes Holz und Asche, nach Hause nimmt.

Diesem Feuer eine christliche Symbolik zu geben, war nicht schwer, wenn man davon ausgeht, dass Christus der Eckstein der Kirche ist. Unansehnlich wie der Kiesel, ruht seine Menschheit in dem Felsengrabe ausserhalb der Stadt Jerusalem, weshalb auch das neue Feuer und Licht ausserhalb der Kirche entzündet und geweiht wird. Der Funke, der sich dem Steine entwindet, ist ein Sinnbild des aus dem Felsengrabe sich emporschwingenden, auferstehenden Heilands. Das Feuer hat hauptsächlich eine doppelte Bestimmung: als Glut und als Leuchte. Die Glut symbolisiert die göttliche Liebe, wovon unser Herz entflammt werden soll. Als Licht stellt es das Licht der göttlichen Gnade dar, die unsern Verstand erleuchtet. Glut und Licht verscheuchen aber auch Kälte und Finsternis; das geistige Licht vertreibt die Geister der Finsternis aus unserm Herzen und Verstande. Diese dreifache Wirkung des Lichtes hat die heilige Kirche bei der Weihe des Feuers in den drei Orationen, „*Deus qui,*" „*Domine Deus,*" und „*Domine sancte*" berücksichtigt.

Von derselben Bedeutung wie das Osterfeuer ist das

Osterwasser. Wasser, das in einer den Göttern geheiligten Zeit geschöpft war, war heilträchtig. Noch heute wird dem Wasser besondere Kraft zugeschrieben, wenn es am Ostersonntagmorgen oder auch an manchen Orten am Karfreitag früh vor Sonnenaufgang, unbeschrieen, in einem Flusse gegen den Strom, dreimal in den drei heiligsten Namen geschöpft wird. Dieses ist heilkräftig gegen hartnäckigen Husten. An manchen Orten holt man das Osterwasser vor Tagesanbruch oder schon in der Nacht; auch nimmt es die Sommersprossen weg und man sprengt es im Haus herum gegen das Ungeziefer. In Thüringen und am Harz treibt man das Vieh ins Wasser an Ostern, um es vor Krankheiten zu bewahren. In Deutschböhmen eilt am Karsamstag morgens alles zum Flusse, alt und jung, um während des Glorialäutens in der Messe sich zu waschen; denn sonst hilft das ganze Jahr alles Baden und Waschen nichts. An andern Orten reinigt ein Karsamstagsbad von allen Sünden.

Eine höhere symbolische Bedeutung gewann das Osterwasser durch die kirchliche Weihe und wird bereits in allen Familien am Karsamstag „Ostertaufe“ geholt.

Auch diesem ursprünglich heidnischen Gebrauche, „Osterwasser“ aus religiösen Beweisgründen zu schöpfen, scheint die Kirche Rechnung getragen und ihn, wie das Osterfeuer, in ihre Liturgie aufgenommen zu haben. Denn das scheinen die Worte des Pabstes Leo IV. anzudeuten in der *Hom. de cura pastor.: „novus ignis benedicatur et per populum dividatur, et aqua similiter.“* Die Weihe des Taufwassers an Ostern ist uralt; aber die Weihe des unter das Volk zu verteilenden Wassers ist neu seit dem 9. Jahrhundert.

Bei dieser Gelegenheit möge endlich die Rede sein von den die christlichen Hauptfeste einleitenden sogenannten Vigilien.

Am Vorabende dieser Feste, zu denen auch die Natalien der hauptsächlichsten Märtyrer traten, traf man Vorbereitungen für den folgenden Tag. Man versammelte sich an dem eigens bestimmten Orte, um die Feier des festlichen Tages durch Gebete, Gesänge einzuleiten. Als in der Folge

die abscheulichsten Missbräuche vorkamen, und namentlich die Zwischenzeit zwischen der nächtlichen Feier und dem Hauptgottesdienste mit Trinkgelagen, Tänzen, Possenspielen, schändlichen Liedern und derartigem ausgefüllt wurde, wurden diese gemeinsamen Nachtwachen eingestellt. Wie hätte auch eine kirchliche Institution fortbestehen sollen, nachdem sie ihrer ursprünglichen Bestimmung ganz entfremdet war, nachdem sie nicht mehr zur Erbauung, sondern fast nur noch zur Zerstörung diente? Es ist erwiesen, dass die Vigilien von alters her mit Fasten verbunden gewesen (Binterim, Denkwürdigkeiten, Bd. V. T. II. S. 156 ff.). Bei den Vigilien hat man nun dreierlei zu unterscheiden: 1. den eigentlich gottesdienstlichen Teil, das Officium oder die Liturgie; 2. das Fasten und 3. das Durchwachen der Nacht, von dem das Ganze den Namen erhielt. Infolge der erwähnten Missbräuche wurden dann die Nachtwachen aufgehoben, das Fasten und der Gottesdienst hingegen beibehalten, und letzterer auf den Vormittag des Tages vor dem Feste verlegt. Am deutlichsten sehen wir dies am Karsamstag, dessen Liturgie unverkennbar zeigt, dass sie ursprünglich für die Osternacht bestimmt ist und heutigen Tages durch Anticipation am Morgen des Samstags gefeiert wird.

Es hat auf den ersten Blick etwas Auffallendes, dass schon am Morgen des Karsamstages, in der Messe, das Halleluja gesungen und damit die Auferstehungsfeierlichkeit anticipiert wird, und dennoch das Fasten den ganzen Samstag fortgesetzt wird, selbst über die Auferstehungsfeier hinaus. Ursprünglich aber war es so eingerichtet, dass die Messe am Karsamstage samt Taufwasserweihe und Erteilung der Taufe erst abends statt hatte. So schreibt der Bischof Ratherius von Verona (im 10. Jahrhundert) in seiner *epistola synodica,* dass die Messe am Karsamstage nicht dem Karsamstage selbst angehört, sondern der Nacht des Ostertages, dass ferner der Karsamstag für sich keine Messe, so wenig als der Karfreitag hat. Weil aber die Messe am Karsamstage zur Osternacht gehört, deshalb darf sie nicht vor nachmittags 3 Uhr (= neunte Stunde des Tags) angefangen werden. Später

trat dann eine andere Praxis ein. Als alle Messen am Nachmittage oder Abend aufhörten, wurde auch die Messe für die Osternacht statt auf die neunte Stunde des Karsamstages, d. h. 3 Uhr nachmittags, auf 9 Uhr vormittags verlegt. Diese Praxis treffen wir schon auf der Synode zu Clermont im Jahre 1095, auf welcher der erste Kreuzzug beschlossen wurde. Ganz allgemein wurde diese Anticipation der Messe am Karsamstage erst im 14. Jahrhundert (vergl. Binterim, Denkwürdigkeiten Bd. V. Tl. 1. S. 228). Trotz dieser Verlegung aber wurde der Text, der auf den Abend hinweist, nicht verändert, und auch die damit verbundene Vesper nicht von ihr getrennt (Hefele, Beitr. z. K. A. u. L. II. S. 290 ff.).

6. Christi Himmelfahrt.

(Ascensio Domini nostri Jesu Christi. — ἡ ἀνάληψις τοῦ Χριστοῦ.)

Dieses Fest fällt vierzig Tage nach Ostern und wird zum Andenken an jene grosse Begebenheit, da der Herr am vierzigsten Tag nach seiner Auferstehung sichtbar von der Erde in den Himmel aufgenommen wurde, gefeiert (Mark. 16, 19; Luk. 24. 51; Ap.-Gesch. 1. 9). Nach der Meinung Einiger sollte es schon von den Aposteln gefeiert worden sein. Förmlich angeordnet wurde jedoch das Fest erst zu Ende des vierten oder zu Anfang des fünften Jahrhunderts.

Die tiefere Bedeutung des Himmelfahrtsfestes ist in den Worten der betreffenden Präfation ausgesprochen. *Qui post resurrectionem suam omnibus discipulis manifestus apparuit et ipsis cernentibus est elevatus in caelum,* ***ut nos divinitatis suae tribueret esse participes.*** " Wenn die Kirche an Ostern den Sieg des Erlösers feiert, so feiert sie an Himmelfahrt seinen Triumph und zugleich die Verherrlichung und Verklärung der menschlichen Natur in ihm.

Sonst ist sprachlich über diesen hohen Festtag nichts zu bemerken, da die verschiedenen christlichen Völker in der Benennung desselben mit einander übereinstimmen.

7. Pfingsten.

Dieses Wort kommt vom griechischen πεντηκοστή (sc. ἡμέρα) und bedeutet „der fünfzigste“ (Tag) — d. h. nach Ostern, weil 50 Tage nach Ostern der heilige Geist gesendet wurde. In der Benennung dieses Festes stimmen alle germanischen Völker überein, indem es in Schweden „*Pingst,*“ in Dänemark „*Pinste,*“ in Holland „*Pinksteren*“, in England „*Pentecost*“ heisst. Dass die romanischen Völker den kirchlichen Ausdruck adoptiert haben, versteht sich eigentlich von selbst (in Italien sagt man: „*Pentecoste,*“ in Spanien: „*Pentecostes,*“ in Frankreich: „*Pentecôte*“). Vom kirchlichen Ausdrucke abweichend, aber mit der Idee des Festes übereinstimmend, heisst Pfingsten in Portugal: *Espirito Santo* (hl. Geist); in Russland: **Духовъ день** (*Duchow den*) „Der (heilige) Geist Tag“ in Polen: *Zielone Swiatki,* „Grüne Festtage.“

Da das Feuer im germanisch-heidnischen Kulte eine grosse Rolle spielt, so liegt die Frage nahe, warum die Kirche, die doch immer bestrebt war, die Idee oder Symbolik des heidnischen Kultus, so weit sie eine natürliche war, für den ihrigen zu verwerten, dem heidnischen Feuerkulte beim Pfingstfeste keine Stelle einräumte. Der heilige Geist ist doch in Gestalt feuriger Zungen über den Aposteln erschienen, und das Pfingstfest bietet für die Symbolik des Feuers mehr Anhaltspunkte als etwa Weihnachten und Ostern.

Die Kirche konnte aber nicht nach Belieben tief eingewurzelte und beliebte heidnische Kulte auf andere Zeiten verlegen; umgekehrt konnte sie, um an die vorhandenen heidnischen Kulte sich anzuschliessen, keinen Verstoss gegen die Chronologie ihrer eigenen Feste begehen. Sie musste dieselben ungefähr so feiern, wie sie fielen, ohne allzu grosse Rücksicht auf vorhandene heidnische. Darum finden wir denn ein Feuerfest, das wir zu Pfingsten erwarteten, erst am Tage J o h a n n e s d e s E v a n g e l i s t e n.

Nach Luk. 1, 26 wurde der Engel Gabriel im sechsten Monat der Schwangerschaft der Mutter des Täufers zur

heiligen Jungfrau Maria geschickt, um ihr anzukündigen, dass sie den Weltheiland gebären solle. Demgemäss muss Johannes um sechs Monate früher auf die Welt gekommen sein, als Christus. Wenn nun Christus am 25. Dezember geboren wurde, so kam, wenn man sechs Monate zurückrechnete, der 25. oder auch der 24. Juni heraus. Darum fällt nach ganz natürlicher Berechnung das Fest Johannes des Täufers, welches schon im vierten Jahrhundert gefeiert wurde, auf den 24. Juni. Nach dem alten römischen Kalender aber fiel das Sommersonnenwendefest ebenfalls auf den 24. Juni. Zu dieser astronomischen Beziehung passten auch trefflich die Worte des Täufers: „Er (Christus) muss wachsen, ich aber abnehmen“ (Joh. 3, 30). Sehr geistreich sagt darum der heilige Augustinus von Hippo: „*Ut humiliaretur homo, hodie natus est Johannes, quo incipiunt decrescere dies; ut exaltetur Deus, eo die natus est Christus, quo incipiunt crescere dies. Sacramentum magnum est!*“ „Heute (am 24. Juni), wo die Tageslänge abzunehmen beginnt, ist Johannes geboren worden, damit der Mensch erniedrigt werde; an jenem Tage (25. Dezember), wo die Tageslänge wieder zunimmt, ist Christus geboren worden, damit Gott erhöhet werde, eine grosse heilige Sache.

Darauf spielt auch die noch an mehreren Orten (Sartori, Reise in Kärnthen II. S. 349) bestehende Sitte an, ein mit Werg überzogenes Rad, das man anzündet, von einem Hügel hinabzurollen. Die Gebräuche, die zum Teil noch heute an diesem Tage statthaben, das Feueranzünden auf Bergen, über welche Flamme Kinder und Erwachsene hinüber springen, Weihungen durch Wasser u. s. w. werden schon im fünften Jahrhundert vom heiligen Augustin erwähnt. Ersterer Brauch heisst jetzt das „Johannisfeuer.“ Ist dasselbe auch nicht ausschliesslich deutschen Ursprunges, so hat es doch eine grosse Rolle in Deutschland gespielt. Im südlichen Deutschland sind die Johannisfeuer eine häufigere Erscheinung als im nördlichen, wo sie durch die Osterfeuer ersetzt sind. Sie wurden früher auf dem Markte oder vor den Thoren der Stadt angezündet.

Diese Gebräuche hatten zum Teil agrarische Bedeutung,

da man noch glaubt, dass, soweit die Flamme des Feuers leuchtet, die Gegend fruchtbar werde. Daneben sind nach dem alten Glauben diese Feuer wohlthätig für die Erhaltung des Lebens und der Gesundheit derjenigen, welche mit der Flamme in Berührung kommen. Darum tanzte oder sprang man über das Feuer und trieb die Haustiere darüber. Kohlen und Asche wurden auch hier als Heilmittel bei Viehkrankheiten gesammelt. Noch klarer wird die historische bzw. mythologische Bedeutung des Johannisfeuers durch das damit verbundene Scheibenschlagen, wenn dieses letztere auch eigentliche Dankopfer für den Erntegott Thôrr darstellt. In Bayern und Österreich, bei den Deutschen in Ungarn werden an Ostern und Johanni Feuerscheiben geschlagen oder getrieben, d. h. mit Stroh umwickelte und entzündete Räder in die Luft geschleudert zu Ehren geliebter Personen. Wenn aber diese Feuerbrände dann zum Schutze gegen Hagel auf die Äcker gebracht werden, so ist es nicht mehr die reinigende Kraft der heiligen Flamme, welche in den Vordergrund tritt, sondern die Furcht vor dem Gotte, der im Hagelwetter grollt. Es ist Thôrr, dem zu Ehren Oster- und Johannis- oder Petersfeuer lodern. Wie man sich früher in den bayerischen Dorfkirchen um das am Himmelfahrtstag von der Höhe herabgeworfene, angezündete Bildnis des bösen Geistes balgte und noch den Ostermann oder Judas oder Totenmann — Tatamann — brennt, so wird in Steiermark zu Johannis der Tatermann, in Tirol ein Loda (eine aus Stroh und Lumpen verfertigte Figur; denn Loda heisst ein lumpiger Kerl) angezündet. Unter all diesen Bildern erkennt man nur den abgewürdigten Gott (Thôrr), den man den Flammen überantwortete, um sich gleichsam für die frühere Furcht zu rächen.

Das Sonnwendfeuer ist in Bayern und Österreich das verbreitetste; es wurde früher in Städten und Märkten auf den öffentlichen Plätzen entzündet. Noch sind in den Münchner Kammerrechnungen die Ausgaben verzeichnet, als Herzog Stephan der Knäufel (14. Jahrhundert) mit den Fürstinnen und Bürgersfrauen“ um das Suwentfeuer am Schran-

nenplatz" tanzte. Zu Regensburg tanzte König Friedrich 1471 um das auf dem Markt angezündete Feuer; in Niederbayern machten „die Mägdlein noch im 17. Jahrhundert einen Reigen umb das Sonnenfewr mit Gesang und Dantz". Die Münchner Feuerordnung von 1751 verbietet ernstlich das sogenannte Johannes- oder Sommerwendfeuer *(sic)*, „in denen Häusern und auf denen Gassen der Stadt". Noch jetzt, wo der Reigen um das Feuer ausser Gebrauch, springt man wenigstens paarweise Arm in Arm über dasselbe. Dass dabei wieder eine Menge Gebräuche den Glauben an die reinigende Kraft des Feuers hervorheben, ist nicht schwer zu erweisen. Die heidnische Religion der Baiwaren. Von A. Quitzmann. Leipzig und Heidelberg. Winter, 1860. S. 273 f.)

Das „Johannesfeuer" ist auch heute noch in der Pfalz üblich: die Jugend trägt am Vorabend (am 23. Juni) Holz zusammen auf einem Platze ausserhalb des Dorfes oder der Stadt und tanzt mit oder reitet auf Besen um den angezündeten Holzstoss herum. (Den „Johannistanz" wollte man von der Herodias (Matth. 14, Mark. 6, 22) herleiten, den Johannes mit seinem Kopf bezahlte. Der „Johannistanz" ist aber heidnischen Ursprungs.)

8. Über den **Dreifaltigkeitssonntag** und den **Fronleichnamstag** ist historisch wenig zu bemerken. — Etymologisch wurde der letztere Name (*fro* = Herr, *lîchnam* = Körper) unter Freitag und Freyr erklärt. Die Sitte der Prozessionen wird weiter unten im Artikel **Baumkult** behandelt werden.

9. „Peter und Paul"

(29. Juni) ist in der ganzen katholischen Kirche (Frankreich ausgenommen) ein kirchlich gebotener Feiertag. Daraus, dass Peter und Paul als Festtag höher steht, denn Johannes der Täufer, und dass beide Feste zeitlich enge aneinander grenzen, ist die Wechselbeziehung zwischen Johannesfeuer und Petersfeuer erklärlich. In manchen Gegenden kennt man nur letzteres. „Wie der Donarkult mit der ihn er-

setzenden Verehrung des Apostelfürsten Petrus zusammenhängt, hat Wolf (Beiträge z. d. M. I, 81 ff.) dargethan. Wenn man ferner bedenkt, dass Bonifaz die Donareiche in Hessen zu einem Bethause des heiligen Petrus verwendete, so ist es für den Donarkult in Bayern gewiss von nicht geringerer Bedeutung, dass Hrodbert, der Apostel der Baiwaren, schon vor jenem Bischofe die ersten Kirchen, welche er zu Seekirchen und Salzburg gründete, diesem Heiligen weihte. Die ältesten Urkunden von Bayern weisen Peterskirchen auf zu Tollbach (Roth Örtlichkeiten des Bistums Freising nach Kozrohs Handschrift 8); ad Wirma, wahrscheinlich Rieden (R. 43); Zolling (R. 95, 207); Scharnitz (R. 231); Schledorf (R. 281, 285 etc. Mon. Boica IX. 7); Innichen (R. 466); Wessobrunn (Mon. Boica VII. 337); Oberaltaich (XII. 16); St. Peter bei Meran; ferner zu Freising, Aschheim, Gars und noch an vielen andern Orten, z. B. auf dem sagenhaften Petersberg bei Flinsbach, wo eine der ältesten Kirchen Bayerns steht, ohne der zahlreichen Orte zu gedenken, die den Namen des Apostelfürsten enthalten.

„Für die Übertragungen von Mythen und Sagen des alten Gottes auf den christlichen Heiligen spricht der in Bayern allgemein herrschende Glaube, dass dem Apostelfürsten das Regiment über Donner, Blitz und Regenwetter zustehe und dass der Donner vom Rollen seines Wagens oder von seinem Kegelschieben herrühre“ (Quitzmann S. 66 f.). Denn man hört häufig, wenn es donnert, sagen: „Petrus schiebt Kegel.“ „Ausserdem hängen die Wandersagen, welche Petrus in Gesellschaft vom Heiland auftreten lassen, oft ganz unverkennbar mit den Traditionen der nordischen Götterwanderungen zusammen. Sie beruhen, wie Grimm sagt, meist auf uralten Überlieferungen, welche mehr die Gedächtnistreue der Volkssage für die mythologischen Traditionen beweisen, als dass sie für die christliche Legende von einiger Bedeutung sein können. Denn der ehrenwerte Petrus spielt in denselben gewöhnlich die für einen Apostelfürsten und ersten Bischof der Christenheit wenig geziemende Rolle der lustigen Person, wobei er nicht immer am besten wegkommt.

„So wie er aber hier die Stelle des derben und etwas

unbeholfenen Donar vertreten muss, so tritt auch manchmal in diesen Sagen seine Abneigung gegen die Soldaten hervor, welche nach heidnischer Anschauung unter Wôdans Schutze standen, während Donar die Knechte — also wieder die Landleute — aufnahm. Mit dieser Identifizierung hängt wohl auch zusammen, dass man in einigen Orten der Oberpfalz und namentlich im Gebirge von Bayern bis Kärnten die Sunwendfeuer am Peterstag anzündet und Petersfeuer nennt. (Quitzmann a. a. O. S. 66 f.) Der Hahn ist Attribut des hl. Petrus, weil dieser Apostel seinen Meister dreimal verleugnete, ehe der Hahn krähte. Der Hahn ist zwar Sinnbild des Lichtes (der goldene Hahn), der Sonne und des Feuers (der rote Hahn, nicht bloss wegen seiner Farbe, sondern hauptsächlich auch, weil er vor Aufgang der Sonne kräht und das Licht verkündet). Hieraus erklärt sich, warum man einen vergoldeten Hahn an die Spitze der Kirchtürme setzt. Er soll nicht bloss als Windfahne dienen, eine Eigenschaft, die man jetzt allein noch an ihm ehrt, sondern er soll auf Petrus hinweisen. In der That steht mitunter statt eines Hahnes Petrus selbst als Wetterfahne auf den Kirchtürmen (wie z. B. auf dem Turme der Stiftskirche zu Baden-Baden). Der reuige Petrus selbst mit seinem Hahn ist ein Sinnbild des reuigen Sünders und kommt oft auf altchristlichen Grabdenkmalen vor, was übrigens auch auf den Heiland selbst gedeutet wird, der aus Nacht zum Licht führt.

Eine eigentümliche Vergleichung zwischen Petrus und Janus macht Nork (a. a. O. S. 446 f.). Janus ist der Gott des Jahressegens, der die Schleusen des Wasserreiches öffnet. Der hl. Petrus hat die Schlüssel des Himmels und der Erde. (Matth. 16, 17.) Zu diesen zwei Schlüsseln kommt oft noch ein dritter, nämlich der zu der Hölle. Nun hat aber auch Janus einen Schlüssel, der die Thore des Auf- und Niederganges auf der Jahresbahn öffnet. Diese Bahn versinnbildet auch die Bahn der durch den Tierkreis wandelnden Seele. Ihr Eingang in das Sonnenwendenthor des Krebses ist ihre Einpuppung in die Materie, ihre Rückkehr durch das Sonnenwendenthor des Steinbocks ist die Befreiung von

den Fesseln des Leibes, erstere eine Anspielung auf die im Juni erfolgende Abnahme des Lichts, das im Januar wieder zunimmt, und wie die Sonnenwenden durch zwei Pforten (des Aus- und Eingangs der Seelen) versinnbildlicht sind, so hatte auch der Janustempel zwei Thore. Darum ist Janus, wie Merkur, Seelenführer; denn er führt die Seelen in den Mondkreis herab aus den höhern himmlischen Wohnungen, daher er die erste Münze geprägt — den Obolus, den man den Toten für den Charon mitgab; die Toten sind hier die absterbenden Tage, die einzelnen Teile des rückwärts schreitenden Jahrs — und auf ihr das (Toten-)Schiff (des Charon) angebracht hat. Aber Janus ist nicht nur Clusius, d. i. der Schliesser (in der Totenstadt Clusium), sondern auch Patulcius, d. h. der Eröffner, er ist *utriusque aanuae caelestis potens,* wie Macrobius anmerkt. Der Schlüssel des Hades verwandelt sich in einen Himmelsschlüssel, und da Petrus nicht nur bindet, sondern auch löset, so ist er Himmelspförtner. Auch bei ihm vermisst man nicht das Schiff. Man findet es auf Münzen der Päbste Nikolaus V. (1447—1455), Alexander VI. (1492—1503) und einiger ihrer Nachfolger; aber früher schon bemerkte man es mit dem fischenden Apostel im Fischerring, den die Päbste seit dem 12. Jahrhundert zur Versiegelung ihrer Breven brauchten. Der Hahn steht nicht nur dem Merkur und Janus zur Seite, sondern auch dem Petrus; im Heidentum mag er die neue Zeit angekündigt haben, hier das ewige Licht, welches den Seligen nach der Erdennacht anbricht. Der (Sonnen-)Stab des Janus (Ovid. Fast. 1, 99) verwandelte sich in den bischöflichen Krummstab. Endlich, damit auch der Janus Geminus des Macrobius (Sat. 1, 9) nicht vermisst werde, musste Paulus — obschon er nicht unter die von Jesus gewählten Zwölfe gehört — mit Petrus vereinigt werden; nicht allein durch das Fest, sondern auch auf allen Bildnissen. So vergleicht Nork a. a. O. den Petrus mit dem Janus. Dagegen ist folgendes einzuwenden. Petrus hat die Schlüssel des Himmels und der Erde, weil Christus die Schlüssel als Attribute seinem Stellvertreter gab. Auch das Schiff, das dem Petrus ge-

wöhnlich beigegeben ist, hat seine Erklärung in dem reichen Fischfang Petri, der von nun an Menschen fangen soll (Lukas 5, 1—10). Das Schiff ist das Bild der Kirche; der Hahn ist ein Attribut Petri, weil er nach der Prophezeiung Jesu den Herrn dreimal verleugnet hatte, bevor der Hahn krähte (Luk. 22, 34 und 56—62).

Da ferner Petrus an ein und demselben Tage den Märtyrertod erlitten, wie Paulus, haben beide Apostel einen Festtag gemeinsam, nicht, als sollte die Doppelgestalt des Janus im Christentume repräsentiert werden. Janus wurde mit einem kahlen Kopfe dargestellt, weil im Januar, welcher Monat dem Janus geweiht ist, die Erde selbst kahl ist. Petrus kommt auf späteren Bildern im Mittelalter allerdings mit einem kahlen Kopfe vor; aber die Maler haben wohl die Tonsur, das allgemeine Kennzeichen des Priesterstandes, im Auge gehabt. Dass ferner der Sonnenstab des Janus in dem bischöflichen Krummstab zu erblicken sei, ist unwahrscheinlich; denn Christus nennt sich (Joh. 10, 10) den „guten Hirten“ und der Stab ist das Symbol der Hut und des Schutzes. Darum führen die Bischöfe als Oberhirten einen Stab und die Könige ein Scepter. Wer in jedem Heiligen und jeder Eigenschaft eines Heiligen nur einen verkappten heidnischen Gott und dessen Mythus erkennen wollte, würde mindestens ebenso unüberlegt zu Werke gehen als derjenige, der das Übertragen mancher heidnischen Mythen auf einzelne christliche Heilige bestreiten oder als einen Angriff auf den katholischen Glauben ansehen wollte.

10. Das Fest des hl. Erzengels Michael (29. September).

Als Fürst der Apostel, als zorniger Eiferer, der dem Malchus das Ohr abhaut, als Grundstein der Kirche, als Führer der Himmelsschlüssel, als Wächter am Thore des neuen Jerusalem, ist Petrus das irdische Nachbild des Engelfürsten Michael, des kriegerischen Erzengels, der den Drachen überwindet und das Paradies bewacht. In der That erscheinen bei der Christianisierung Deutschlands beide Heilige als Vorkämpfer, da die ältesten Kirchen entweder dem Erz-

engel Michael oder dem heiligen Apostelfürsten Petrus geweiht sind.

Als die abgefallenen Engel gegen den Weltschöpfer sich erhoben, überwand Michael ihren Führer Lucifer und stürzte ihn gekettet in den Abgrund der Welt hinab. Seitdem führt Michael das Schwert der Allmacht und Gerechtigkeit Gottes; er ist der Wächter des Himmels und der Führer der himmlischen Heerscharen im Kampfe. Bei Daniel 10, 13 und 21; 12, 1 erscheint er als Schutzengel der Juden. Nach der Epistel Judä 9 stritt er mit dem Teufel um die Seele Mosis. Nach der Offenbarung Johannis 12, 7 wird er den Satan und seine Heerscharen überwinden. Daselbst 20, 2 führt ein Engel, der kein anderer als Michael sein kann, den Schlüssel zum Abgrund und bindet den Satan. Man glaubte daher auch, er führe den Schlüssel zum Paradiese und sei der Engel mit dem Flammenschwert, der Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben, und der Würgengel in Ägypten, welcher die Juden durch das rote Meer führte. Auf die Feuer- und Wolkensäule, die den Kindern Israels voranzog, bezieht sich die Erwähnung des Erzengels Michael in dem Gebete, welches der Priester bei der dreimaligen Schwingung des Weihrauchgefässes vor dem heiligen Opfer spricht.

Nach der heiligen Schrift geriet die Menschheit ursprünglich durch dämonischen Betrug in den Abfall von Gott. „Die Götter der Heiden sind Dämonen“ (Psalm 95, 5). „Aber, was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln, und nicht Gott. Ich will aber nicht, dass ihr Gemeinschaft habet mit den Teufeln. Ihr könnet nicht den Kelch des Herrn trinken und den Kelch der Teufel, ihr könnt nicht Anteil am Tische des Herrn haben und am Tische der Teufel“ (1. Kor. 10, 21—22). Davon ausgehend, haben die Apologeten der alten Kirche die heidnischen Götter als Dämone bezeichnet. Die Götter, meinten sie, hätten eine wirkliche Existenz in den abgefallenen höhern Geistern, die die Menschen verblendet hätten, und äusserten sich wirklich als persönliche Wesen in den Idolen, nur dass das Teuflische in sündiger Verkehrung aller Begriffe für göttlich gehalten

würde. So Minucius Felix in seinem „*Octavius seu dialogus Christiani et ethnici disputantium.*“

Es ist darum ganz natürlich, dass bei der Einführung des Christentums unter den Heiden der heilige Erzengel Michael als himmlischer Patron im Kampfe angerufen und verehrt wird. Es ist ferner unverkennbar, dass der Erzengel Michael mit griechisch-römischen und germanisch-heidnischen Göttern und Halbgöttern gemeinsame Charakterzüge hat.

Zunächst kann er als Oberanführer der himmlischen Miliz und als Besieger des Satan mit dem Drachentöter Herkules und dem Seelenführer Merkur verglichen werden.

Im allgemeinen ist zu bemerken, dass die Verehrung der Engel überhaupt der römischen Anschauung entsprach, da ja die Römer ähnliche Gestalten hatten. Der schwebende Säugling mit Taubenflügeln war den Römern das Symbol des heitern, unschuldigen Lebensgenusses und Schutzgeist des Raumes, den er überschaute. Diese lieblichen, kleinen Gestalten — *Putti* — erschienen ihnen notwendig, um ein Gemach bewohnbar und behaglich zu machen (*putus* geputzt, rein). Die Bibelengel haben wesentlich verschiedenen Charakter; sie stellen zum Botendienste geeignete, ernste Jünglinge dar, oder sogar Krieger wie Zebaoth. In dem Begriff der Unschuld aber decken sich beide, und so schuf die Kirche die *Putti* zu kindlichen Engeln um. — „Wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen.“ — Verstorbene Kinder sind Engel (Kirche und Katakombe. Wochenblatt der Johanniter-Balley Brandenburg. Nr. 19—20. Jahr 1882).

Im Morgen- und Abendlande, auf Bergen und an den Küsten des Meeres, sowie in Städten, hatte der Bezwinger Lucifers bei Einführung des Christentums die alten, heidnischen Kulte verdrängt, so in Persien den Mithras, im römischen Reiche den Merkur, den Herkules und in Deutschland den Wôdan und Thôrr.

Konstantin der Grosse errichtete zu Konstantinopel drei eherne Kreuze. Auf diese liess sich dreimal im Jahre der Engel Michael nieder und stimmte einen Hymnus an. Darum baute

Konstantin ihm zu Ehren das „Michaëlion“ und bald noch vier andere Basiliken. Die byzantinischen Kaiser folgten diesem Beispiele. Justinian baute sechs Kirchen zu Ehren Michaels, und der Name Michael kam im griechischen Reiche sehr in Mode in der byzantinischen Kaiserfamilie und in andern erlauchten Geschlechtern Griechenlands ist er sehr häufig.

Vom Orient her kam dieser Kult ins Abendland und liess sich zuerst um 493 auf dem Berge Garganus im südöstlichen Italien nieder. Dort waren zwei heidnische Heiligtümer: ein Orakel des Podaleirios, eines Sohnes des Aesculap mit einer Heilquelle, und ein Orakel des Kalchas, welchem letzteren man Widder opferte. Der Gotenkönig Theodorich und Päbst Gelasius I. bekämpften den Götzendienst, und ihr Zeitgenosse, der heilige Benedikt (480—543), fand auf Monte Casino noch einen Apollotempel mit Gottesdienst vor. Eben auf diesem Berge Garganus erschien Michael einem Manne namens Garganus (die Michaelskapelle auf Garganus abgebildet von Hans Dürer befindet sich in der Bildergalerie des königlichen Schlosses zu Schleissheim bei München), eine Erscheinung, die am 8. Mai gefeiert wird, während am 29. September das Fest der Erscheinung des heiligen Michael überhaupt stattfindet. Neuere Forscher haben nachgewiesen, dass an eben diesem Septembertage noch zur Zeit Konstantins des Grossen die *ludi fatales* gefeiert wurden.

Wie die Legende von der Erscheinung auf dem Berge Garganus darauf hindeutet, dass den Stieropfern durch die Einführung des Michaelskultus ein Ende gemacht wurde, so deutet auch die Kirchweihe des heiligen Erzengels Michael an, dass die Einführung dieses Festes die Beseitigung heidnischer Feste zum Zwecke hatte. Im 8. und 9. Jahrhundert ist diese Gedächtnisfeier hie und da als Festtag geboten, auf der Synode zu Mainz 813 für Deutschland als Festtag angeordnet.

Ausser der oben erwähnten Erscheinung soll nach der Tradition der hl. Erzengel noch an drei Orten erschienen sein: 1. Auf Moles Hadriani, der Engelsburg in Rom, im Anfang des 7. Jahrhunderts; 2. Thonis in Phrygien, im

9. Jahrhundert; 3. auf dem Berge Tumba in der Normandie, im 8. Jahrhundert. — Die Erscheinung auf der Engelsburg wird uns so berichtet: Im Jahre 590 war in Rom eine grosse Pest. Pabst Gregor I. führte darum eine Prozession nach St. Peter. Da erschien plötzlich der Erzengel Michael auf dem Grabmale Hadrians, zeigte sein flammendes Schwert und steckte es in die Scheide, worauf die Pest erlosch. Zum Andenken daran wurde ihm eine Kapelle erbaut; auf der Engelsburg schwebt heute sein Erzbild mit breiten Flügeln, das Schwert in die Scheide steckend, das schönste Symbol der christlichen Kirche, als des Reiches Gottes auf Erden.

Der weltberühmte Wallfahrtsort Mont St.-Michel in der Normandie entstand aus einer im Jahre 710 vom Bischof Aubert v. Avranches erbauten Kapelle zu Ehren des heiligen Michael auf Grund einer Erscheinung eben auf diesem Mont Michel. Zahllose Pilgerscharen aus Frankreich, England und Deutschland strömten von allen Zeiten dahin. Besonders merkwürdig ist der Pilgerzug der Kinder. Die Kinder erklettern den Berg vom Meere aus; diejenigen, die herunter ins Meer fallen, hat St. Michael in Engel verwandelt.

Zu Köln wurde 510 ein Marstempel in eine Michaelskapelle verwandelt, in dem das Schwert Caesars aufbewahrt lag. Die Kapelle ist jetzt abgebrochen und zu beiden Seiten der Strasse, wo sie stand, wurden Bilder des Mars und des hl. Michael aufgestellt. In Flandern zeigte man ein Schwert des hl. Michael; in ganz Flandern wie in Brabant finden sich Fechtergesellschaften, deren Patron stets der hl. Michael ist. In Valenciennes wurde das Michaelsfest also gefeiert: „*Cette fête toute religieuse et martiale se célébrait le jour de saint Michel par la campagne bourgeoise dite des gladiateurs ou joueurs d'épée (schermers). Une messe solennelle était chantée à l'église de saint Géry.*“ (Wolf, a. a. O. I. S. 128 f.) In Deutschland ist Michael sehr passend der Nachfolger Wôdans geworden, da die Thätigkeiten und die Eigenschaften beider einander ähnlich sind; das Volk behielt den alten Kultus an den gewohnten Stellen bei, und unmerklich schob die Kirche an die Stelle des heidnischen Wôdan oder Merkur den christ-

lichen Erzengel unter. Dass dies wirklich geschah, beweisen ausdrückliche Zeugnisse (Wolf, a. a. O. S. 34 ff.). So giebt es sehr viele solcher Michaelskapellen auf Bergen (oder wenn auch die Kapellen verschwunden sind, heissen doch noch die Berge Michaelsberge), die meistenteils bei der Einführung den einheimischen, heidnischen Kult zu verdrängen bestimmt waren. Hierher gehören auch die Kapellen bei Untergrombach, bei Riegel, die Michaelskapelle (heute Michaelskirche oder Schlosskirche) bei Pforzheim. Auch der Heiligenberg bei Heidelberg hatte im 10. Jahrhundert eine Michaelskirche (dort war vorher ein Stein des Merkur, Corpus inscr. Rhen. ed. Brambach 1703). Ebenso deutet die Michaelskapelle in Mühlburg und Schwäbisch-Hall auf Anschluss an die römische Zeit hin. Der Bach und das Dorf Michelbach im Murgthal mögen ebenfalls daher den Namen haben; denn dass dort die Römer eine Niederlassung hatten, beweist eine unzweifelhaft römische Ruine unweit der Kirche. In Sinsheim bei Baden befand sich auf dem Platze der späteren Klosterkirche ursprünglich eine Michaelskapelle; daselbst war ein Teil der römischen Besatzung zurückgeblieben, welche zur selben Zeit noch den Merkur verehrte, als die Bewohner des Dorfes bereits Christen waren. In Schaffhausen ist in der St. Stephanskirche ein Michaelsaltar; ebenso gingen die Michaelskapellen bei Gundelsheim a. N., bei Boetigheim, welche durch Ausgrabungen als römische Punkte sich erwiesen haben, aus heidnisch-römischen Tempeln hervor (Über das römische Ansiedlungs- und Befestigungswesen und die Einführung des Christentums im südwestlichen Deutschland von Vetter, Karlsruhe, Braun, S. 61). In Aufkirchen bei Überlingen hatten die Römer einen Wartturm (specula) mit Tempel. Dass dort die erste christliche Kirche, welche fast unzweifelhaft sicher an der Stelle des Wartturms steht, dem heiligen Michael geweiht ist (Geschichte der Pfarrei und Baugeschichte des Münsters in Überlingen von Ullersberger, S. 16—17), scheint auf engen Anschluss an die römische Zeit hinzudeuten.

Michaelsberge gab es viele in Deutschland, zumal in Fran-

ken, Schwaben, Bayern und Elsass; auf allen hat sich der hl. auf Michael den Trümmern alter, heidnischer Tempel niedergelassen. Jedes Heiligtum des Erzengels hat überdies seine eigene Legende. Eine der ältesten mag die vom Michelsberge bei Besigheim sein, der an Stelle eines alten Heiligtums der Diana trat. Hier verkündigte einst der hl. Bonifaz den Heiden das Christentum. Als Satan aber ihn in seinem Werke hindern wollte, da rief der Apostel den Erzengel Michael um Beistand und Hilfe an, und dieser kam, band den Bösen mit Ketten und stürzte ihn in die Hölle hinab.

Ganz ähnlich ist die Sage von der Teufelskanzel und der Engelskanzel bei Baden-Baden. Am westlichen Fusse des Merkurberges liegt ein Felsen, der den Namen Teufelskanzel führt. Diesem gegenüber auf der andern Seite des Thals, auf der östlichen Seite des Schlossberges, liegt die Engelskanzel. Auf jenem soll der Teufel dem Volke geprediget und es für sein Reich zu gewinnen gesucht haben. Da stieg ein Engel vom Himmel und predigte auf dem andern Felsen, worauf das Volk sich gläubig und reuig zu ihm bekehrte (Badisches Sagenbuch von Schnezler, Karlsruhe, S. 256).

Während früher die Michaelstage auf den 15. März und 8. Mai fielen, setzte ein Konzil zu Mainz 813 einen Michaelstag auf den 29. September, ohne Zweifel deswegen, weil an diesem Tage das Volk an ein Wôdansfest gewöhnt war.

Auch in Bayern finden wir, neben dem heiligen Petrus und Martin, mehrere der ältesten Pfarrkirchen und Klöster dem Erzengel Michael geweiht, z. B. Rotinpah Roth 67 (Rotbach); Cotingas R. 145 (Gauting); Abunsna R. 166 (Abens); Tegarinwac R. 272 (Tegernbach); Kloster Staffelsee Mon. Boica VII. 38; Metten XXXI[a]. 113; Wihinmichil (Schenkungsbuch des Kl. Emmeram zu Regensburg, in Quellen b. Gesch. B. I. 179), welche alle dafür zeugen, dass die Fürsprache des kriegerischen Erzengels von den Neubekehrten gern in Anspruch genommen wurde (Quitzmann a. a. O. S. 77).

Um Michaeli wurden für den Segen der Ernte grosse Dankopfer an Pferden, Lämmern, Ziegen, Schweinen, Federvieh, Feldfrüchten dargebracht und dem Wôdan zu Ehren

grosse Feuer angezündet. Die Tiere durften noch nicht zur Arbeit gedient haben und mussten fleckenlos weiss, oder fleckenlos schwarz sein. Bei den Opfern hielt man Mahlzeiten, wobei Priester und Volk die Opferspenden gemeinschaftlich verzehrten. Man trank dabei die Wôdansminne.

An Stelle des Wôdansfestes trat nun das christliche Michaelsfest und an Stelle der Wôdansminne der „Trunk in Sancti Hans Segen“ (Johanneswein). So weit ging dann die Verschmelzung beider Gestalten, dass Michael vollständig an die Stelle des Kriegsgottes trat. So kämpften 933 die Deutschen an der Unstrut und siegten über die Ungarn unter dem Banner des Erzengels Michael. Die Ungarn glaubten darum besiegt worden zu sein, weil ihr Gott aus Neid über Michaels goldene Flügel sie im Stich gelassen habe. Darum bekam ihr Gott auch goldene Flügel. Daher der Respekt der Ungarn vor dem „Deutschen Michel“, der dann sprichwörtlich geworden ist. Auch Otto I. hatte in der Ungarnschlacht (955) am Lech auf der Fahne und Lanze das Bild des heiligen Michael (Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. 399).

Im 11. Jahrhundert war aber das Bild Michaels aus der deutschen Fahne verschwunden. Denn Gottfried von Bouillon hatte in der Schlacht bei Mölsen an der Elster 1080 in dem kaiserlichen Banner einen Adler. — Der Adler ist übrigens dem Wôdan heilig.

Im Mittelalter hiess Michael geradezu „Herzog, Streiter“, „*Protector Germaniae*“. Sogar in den Zeiten des protestantischen Purifikationseifers war das Vertrauen auf den Schutz Michaels nicht erloschen. Die (1551) belagerten Magdeburger glaubten, dass der Feind deswegen vor ihnen bei jedem Ausfall die Flucht ergriffen, weil sie, die Feinde, den „Helden Michael“ auf weissem Rosse vor ihnen herreiten sähen. Michael führt nämlich in der Volksphantasie ebenso wie Wôdan einen Schimmel, den er in der Schlacht reitet. Auch die Apokalypse teilt dem hl. Michael ein Pferd zu. (Über Michael mit dem Drachen auf Brunnen vgl. unten: Wasserkult.)

Noch heute ist Michaël der Patron mehrerer Städte (Andernach, Maria-Einsiedeln, Salzburg, Jena, Thorn) und Länder (Ungarn, Kanton Zug).

Kommen wir bei dieser Gelegenheit auf die Redensart: „der deutsche Michel“ zurück. Der Patron der Deutschen war den Ungarn, wie oben schon gesagt, als „deutscher Michel“ unvergesslich geblieben. Diese Erklärung ist sehr einfach und natürlich. Wenn dann die Bedeutung späterhin ins Gegenteil umschlug, so rührt dies daher, dass die im Auslande gefürchtete deutsche Kraft mit der Einheit der Deutschen verloren ging; das, was früher ein Ehrennamen für die Nation war, wurde später Spottname. Ein anderer Erklärungsversuch ist der: Die Deutschen hatten ein unbedingtes Vertrauen zu ihrem Patron und sollen darum spottweise „deutsche Michel“ genannt worden sein. Eine andere Erklärung geht auf die Sprachbedeutung zurück. Mit dem hebräischen מִיכָאֵל Mikhaël „wer wie Gott“ — d. i. erhaben, gross sind das griechische *μέγας*, Genetiv *μεγάλου*, und das althochdeutsche michel, mihhil — gross gleichbedeutend. Es könnte obiger Ausdruck also von der Körpergrösse, durch die der Deutsche sich auszeichnete, herrühren, zumal mit dieser Grösse auch der Begriff des Plumpen verbunden werden kann.

11. Die Quatember.

Da die vier christlichen Feste Weihnachten, Ostern, Johanni und Michaeli sogenannte Ziele sind, d. h. Zeiten des Dienstbotenwechsels und der Zahlung des Mietzinses, und somit auch hierin den uralten Grenzen der einzelnen Vierteljahre und Halbjahre entsprechen, so möchte man versucht sein, auch die Quatember auf alte Feste zurückzuführen.

Was zunächst die Ableitung anbetrifft, so kommt das Wort vom lateinischen *quatuor tempora* her, was die vier Jahreszeiten bedeutet. In der That sind die Quatembertage so verteilt worden, dass jeder in eine der vier Jahreszeiten fällt, nämlich: 1) am 1. Mittwoch nach dem Feste der hl. Lucia (13. Dez.), 2) nach dem Aschermittwoch, 3) nach Pfingsten, 4) nach Kreuzeserhöhung (14. Sept.), was im

folgenden Distichon enthalten ist: *Post Luciam, Cineres post sanctum Pneuma Crucemque, Tempora dat quatuor feria quarta sequens.*

Aus dem Namen Fronfasten, den die Quatemberfasten auch tragen, will man sie in Verbindung bringen mit dem Vierteljahrsabschluss der Fronden, wobei dann aus Freude über die beendete Arbeit gezecht wurde. Es habe dann, meint man, um dem Unfug zu steuern, die Kirche diese Vierteljahrsfeste eingeführt. — Es ist indessen nachweislich, dass die Quatemberfasten in der Kirche uralt sind. Es kennt sie schon der heilige Augustinus, und Pabst Leo I (440—461) leitet sie von apostolischer Überlieferung her. Den Zweck dieses Fastens giebt auch dieser grosse Pabst mit folgenden Worten an. „Dieses Fasten ist an vier Zeiten angeordnet worden, damit wir durch seine im Jahre hindurch erfolgende Wiederkehr einsehen möchten, dass wir unaufhörlich der Reinigung bedürfen, und uns während unsers gesamten irdischen Lebens immer zu befleissen haben, die durch die Gebrechlichkeit unseres Fleisches und unsere sündhaften Neigungen begangenen Sünden mit Fasten und Almosen auszulöschen.“ *(Serm. 9. de ieiun. 7. mens.)*

Dieses Fasten heisst mitunter auch „Weihefasten,“ weil meist nur an den Samstagen der Fronfasten die Priesterweihe erteilt und die zu weihenden Neupriester der Fürbitte der Gläubigen empfohlen wurden. Da „Fron“, wie bereits erwähnt, gleich „Herr“ ist, und die Geistlichen im Volksleben die „Herren“ heissen, ist es möglich, dass der Name „Fronfasten“ davon herkommt.

Bei Quatemberfasten sind Mittwoch, Freitag und Samstag vorgeschriebene Fasttage. Schon in der apostolischen Zeit war der Mittwoch wegen des Verrates durch Judas, und der Freitag (als Todestag des Herrn) dem gemeinschaftlichen Gebete und dem sogenannten halben Fasten (bis 3 Uhr mittags) gewidmet. Um noch die fortdauernde jüdische Sabbathfeier zu verdrängen, dehnte die römische Kirche das Fasten auch auf den Samstag aus. Als später der Eifer der Christen erkaltete, wurde dann dieses drei-

malige Fasten jeder Woche auf die vier Jahreszeiten beschränkt. Selbstverständlich ist die Strenge des Fastens in verschiedenen Diöcesen verschieden. Bei uns ist am Mittwoch und Samstag der Quatemberfasten der Fleischgenuss erlaubt, aber nur eine einmalige Sättigung gestattet.

Kap. 4. Christianisierung germanischer Naturkulte.

Vorbegriffe. — In der nordischen Mythologie wird das ganze Weltgebäude unter dem Bilde der Esche Yggdrasil dargestellt, die folgende neun Welten überragt:

I. über der Erde:
   1. Muspelheim (Welt des Lichtes und der Wärme am Südpol),
   2. Ljosalfaheim (die Welt der Lichtalfen, wahrscheinlich in der Sonne),
   3. Asenheim oder Asgard (Götterwelt);

II. auf der Erde:
   1. Jötunheim (die Riesenwelt),
   2. Midhgardh oder Mannheim (d. h. Menschenwelt, liegt in der Mitte der neun Welten),
   3. Wanaheim (d. h. das Reich der Wanen);

III. unter der Erde:
   1. Swartalfaheim (das Reich der Schwarzalfen in der Dunkelheit),
   2. Niflheim } Welt der Finsternis und Kälte am Nordpol
   3. Niflhel } (liegt unter Niflheim und ist mit ihm durch den Brunnen Hwergelmir verbunden).

Der Wipfel dieses Weltbaumes reicht bis zum Himmel und darüber hinaus, während seine Wurzeln in Niflheim und Jötunheim, Asgard und Midhgardh haften.

Unter jeder dieser Wurzeln fliesst ein Brunnen: in Midhgardh der Urdhsbrunnen, in Jötunheim der Mimirsbrunnen, in Niflheim der Hwergelmirbrunnen, die ursprünglich identisch sind, und denen die ältere Anschauung eines Brunnens zu Grunde liegt, wie aus der vedischen Überlieferung folgt. —

Für uns ist der Urdshbrunnen in der Menschenwelt der wichtigste. Aus ihm sind die drei Nornen oder Schicksalsgöttinnen, deren älteste Urdh heisst, hervorgegangen. Die Wohnung der Nornen ist die prächtige Halle neben der Esche. Dieser Urdhsbrunnen ist heilig und rein; an ihm wird durch die Asen Gericht gehalten, die über den Nornen stehen. Aus ihm schöpfen die Nornen ihr heiliges, alles verjüngendes Wasser und begiessen damit den Weltbaum, der immer grün ist und in ewiger Jugend prangt, von dessen Ästen der befeuchtende Tau in die Thäler fällt.

Die Anschauung von einem Weltbaum haben die Deutschen mit den Indern und Persern gemeinsam; sie ist darum arischen Ursprungs. Diese Idee beruht darauf, dass man die über den Himmel in langen Streifen sich hinziehenden Wolken mit einem Baume verglich, der die ganze Welt umfasste, weshalb denn auch in dem Regen und Tau, der von seinen Zweigen auf die Erde fällt, leicht die Quellen und Seen, die an den Wurzeln desselben liegen, zu erkennen sind. Ferner glaubte man, dass die Seelen der Menschen aus den Wolken stammen und auch dorthin wieder zurückkehren. Wolken waren aber gleichbedeutend mit Wolkenteichen oder Wolkenbrunnen, was alles später vom Himmel auf die Erde übertragen und hier an unzähligen Stätten lokalisiert wurde. Daher der Glaube, die Menschen stammen aus dem Brunnen oder dem Teiche, von Bäumen oder von Felsen, eine Vorstellung, die wir heute noch in der Kinderwelt finden.

Eine Kölner Kindersage erzählt, die Kinder werden aus dem Brunnen in der St. Kunibertskirche geholt, dort sitzen sie um die Muttergottes herum, welche ihnen Brei giebt und mit ihnen spielt. Hier ist Maria, wie in vielen andern Sagen, wiederum an die Stelle der Göttin Holda getreten, welche vorzugsweise die Brunnenfrau ist; denn durch den Brunnen gelangt man zu ihrer Wohnung, und die Kinder, die sterben, kehren zur Holda zurück und kommen weder in die Walhalla noch in die Hel, weil sie ohne Schuld und ohne Verdienste sind. (Wolf, Beiträge zur deutschen My-

thologie I. 102—168.) Solche Kinderbrunnen mit der Muttergottes giebt es noch in Nürnberg und Zürich (die immer neben Liebfrauenkirchen stehen).

Es ist demnach kein Zufall, dass der Storch die Kinder bringt; er ist ja ein Wasservogel, ein Freund der Menschen und nach Wolf (a. a. O. I. 102—168 und II. 434 ff.) ein heiliges Tier der Holda. Der Storch und die Schwalbe fliegen der Göttin Holda (dem Sommer) voran als Boten. Darum heute noch der Aberglaube, dass, wer einem dieser Vögel etwas zuleide thut, Unglück haben werde, und darum bedeutet es Glück, wenn Störche oder Schwalben im Hause einziehen. Nach der Sage sind überdies die Störche verwunschene Menschen, resp. Schwanjungfern; Götter erscheinen als Störche oder Schwäne und wahrsagen.

1. Der christianisierte Wasserkult. — Die Taufe.

Die Flüsse bekamen als Wohnsitze einer Gottheit Opfer: Menschen oder Tiere. Daher noch heute das Sprichwort: „Der Fluss verlangt jedes Jahr sein Opfer.“ Am Ufer eines Flusses oder am Rande einer Quelle stellte man Opfergaben nieder oder zündete Lichter an.

Wie sehr die Kirche sich bemühte, den alten Glauben an die heilige Kraft des Wassers, die Verehrung der Flüsse und Quellen auszurotten, sieht man daraus, dass sie über den Brücken Bilder von Heiligen (Apostel, Maria, Johannes Nepomuk) anbrachte, um die Bilder der Götzen zu verdrängen. Wie bei den Alten giebt es heute noch viele Quellen, die im Rufe der Heiligkeit oder doch wenigstens der Wunderkraft stehen. Zu Döllbach bei Fulda ist eine Quelle, deren Wasser Augenkrankheiten heilt. Diese Quelle weihten christliche Priester der heiligen Ottilie und bauten eine Kirche darüber. Im Elsass auf dem Ottilienberge*) und in

*) Die hl. Ottilia, Tochter des Herzogs Etticho von Oberehnheim im Elsass, blind geboren und darum von ihrem Vater verstossen, später wieder liebevoll von ihm aufgenommen, verwandelte das väterliche Schloss Hohenburg in ein Frauenkloster, das das erste im Elsass war und später den Namen Ottilienberg erhielt. Sie starb 720.

einem Seitenthale des Höllenthales — eine Stunde hinter Freiburg — ist gleichfalls eine für die Augen heilsame Quelle nebst Kapelle der hl. Ottilie. Auch in Tirol, in Bayern, in Niederhessen sind Ottilienberge. In Dresden hatte der Queckbrunnen, welcher unfruchtbare Frauen zu gesegneten Kindermüttern stärkt, eine Marienkapelle über sich.

Der Kriegsgott Baldr litt einst mit seinem Heere grossen Durst. Da stampfte sein Pferd mit dem Hufe eine Quelle aus dem Boden; nach einer andern Sage stiess Baldr seine Lanze in den Boden und es sprudelte eine Quelle hervor. An Baldrs Stelle setzte das Christentum Karl den Grossen, Graf Arnold III. von Holland, den heiligen Bonifaz, auf deren Leben die Legende denn auch den Mythus von Baldr übertrug. In Ostfriesland entstand da, wo Bonifaz gestorben war, beim Bau einer Kirche durch den Huf eines Rosses ein Quell. Dasselbe soll beim Bau des Klosters Neubronn und im Dorfe Bergkirchen (auf der Egge) geschehen sein. An letzterem Orte hat Karl der Grosse an Stelle eines Tempels eine Kirche gebaut, die Pabst Leo III. selbst einzuweihen sich herbeiliess 804. (Pfannenschmid, Weihwasser S. 90.)

Baldr war als Brunnengott mit Ross und Lanze auf den Brunnen abgebildet. Sein Bild haben Michael, Georg, Maria und andere Heilige verdrängt. So finden wir in der Nähe vieler christlicher Kirchen oder selbst in denselben heute noch solche aus der heidnischen Zeit stammende Quellen und Quellbrunnen. Der Quell des jetzt verschütteten Brunnens am Münstereingang zu Strassburg soll ursprünglich zu einem römisch-heidnischen Tempel gehört und zum Waschen der Opfertiere gedient haben. Bei der Heilquelle in Aachen baute Karl der Grosse eine Marienkapelle. Auch an der Stelle, wo die Stiftskirche zu Baden-Baden, die unmittelbar neben oder fast über den heissen Quellen steht, sich befindet, soll ein römischer Tempel gestanden haben. Unter dem sog. Salve- oder Marienchörchen sind nämlich noch Überreste römischer Bauwerke, von denen aus ein Weg zu den heissen Quellen führte. Auf dem sogenannten alten Kirchhofe in Baden, der jetzt in eine schöne Anlage

verwandelt ist, steht eine neue gotische Kapelle an der Stelle einer alten kleineren. Unter letzterer führten früher Treppen zu einer ziemlich tief liegenden Quelle — „Marienbrunnen“. Nun wird von Leuten, deren Lebenserinnerungen bis ins vorige Jahrhundert zurückreichen, erzählt, dass früher zu dieser Quelle Viele wallfahrteten, weil sie das Wasser für heilkräftig gegen Augenkrankheiten hielten. Der Gebrauch dieses Wassers gegen Krankheiten musste aber sanitätspolizeilich verboten werden, weil die Quelle von Wasser gespeist wurde, das direkt durch den Friedhof lief. Dass über dieser Quelle eine Kapelle im 16. Jahrhundert stand, ist historisch erwiesen. Nach alten Überlieferungen soll an derselben Stelle, oder wenigstens in nicht weiter Entfernung davon, an der Stelle der jetzigen Spitalkirche, die älteste christliche Kapelle Badens gestanden haben. Wenn das richtig ist, so stammt eben diese Kapelle wahrscheinlich aus der Römerzeit. (Die Mitteilung über den Marienbrunnen und über den fraglichen heidnischen Tempel über den heissen Quellen zu Baden-Baden verdanke ich einem Vortrage des Herrn Bürgermeister Seefels, der für die Lokalgeschichte der Stadt als Autorität gilt.)

In der Kunibertskirche zu Köln ist ein Brunnen, aus dem man Tauf- und Weihwasser schöpfte. Heilbronn hat seinen Namen von einer heiligen, siebenarmigen Quelle; eine dieser Quellen hat ihren Ursprung unter dem Altar der dortigen St. Kilianskirche. Ebenso sind Brunnen an der Liebfrauenkirche zu Nürnberg, am Regensburger Dom, in der Bernwardskapelle zu Hildesheim, ein Brunnen mit 14 Röhren ist vor der Stiftskirche zu Maria-Einsiedeln in der Schweiz. In der Nähe der St. Landolinskirche zu Ettenheimmünster, in der badischen Ortenau, und bei der Wallfahrtskirche zur Mutter Gottes in Moosbronn, bei Ettlingen, ist eine für Augen heilkräftige Quelle u. a. m.

Aus dem bisherigen geht hervor, dass die Kirche gestattete, dass einzelne ehedem heilige Gewässer in Kirchen und Kapellen aufgenommen und zu Taufbrunnen gemacht wurden.

Auch das Weihwasser ist kein ursprünglich und ausschliesslich christlicher Gebrauch, sondern eigentlich arischen Ursprungs; die Perser, Ägypter, Israeliten, Griechen, Römer, Germanen haben ähnliches gekannt. So haben wir bei unseren Vorfahren eine Art Wassertaufe des Neugeborenen, die von den Indern und Persern zu den andern stammverwandten Völkern, somit auch zu den Germanen, kam.

Im allgemeinen kann man sagen, dass die Wassertaufe indogermanisches Erbgut und Eigentum ist. In Indien wird das Kind heute noch mit Wasser aus dem heiligen Ganges begossen, das oft weither geholt wird. Jene altgermanische Taufe ist uns zwar nur von den Nordgermanen ausdrücklich bezeugt, aber sie ist doch auch für die Südgermanen anzunehmen. Der Hergang war folgender. War das Kind geboren, so wurde es dem Vater auf den Schoss gelegt. Dann wurde er gefragt, wie es heissen solle, und er begoss oder besprengte es darauf in seiner Eigenschaft als Hausvater und Priester mit Wasser und legte ihm einen Namen bei. Zuweilen verzichtete der Vater zu Ehren eines angesehenen nahen Verwandten auf sein hausväterliches Amt und fragte die Mutter um ihren Wunsch wegen des Namens. Nach der Bekehrung änderte sich die Sitte dahin, dass der Name von dem bestimmt wurde, welcher das Kind über die Taufe hielt.

Wer den Namen gab, reichte dem Kinde ein Geschenk, „er liess dem Namen eine Gabe folgen“, ein Brauch, der übrigens nicht bloss bei der Namengebung an Neugeborene, sondern auch bei zufälliger Erteilung von Zunamen festgehalten wurde. Stummen Kindern ward gar kein Name beigelegt; erlangten sie später die Sprache, so erhielten sie ihn samt dem Geschenke nachträglich. Der Name hing allerdings von der Wahl des Vaters oder dessen Stellvertreters ab; allein wie ja unsere ganze Vorzeit die Freiheit des Einzelnen unter dem Gesetze des Allgemeinen bändigte, so hielt sich auch der Namengebende an gewisse Leitfaden, die von der Gewohnheit seines Hauses gesponnen waren. Noch heute werden in hohen und niederen Ge-

schlechtern, bei denen der Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit nicht zerriss, bestimmte Taufnamen vererbt; und das lässt sich, je höher wir zurückgehen, immer allgemeiner nachweisen. Vater und Sohn tragen zuweilen gleiche Namen. Besonders häufig erhielt der Enkel den Namen des Grossvaters, der Neffe den des Oheims oder Vetters. Die nordischen Namen, von denen wir reden, sind ihrem Gebrauche nach unsern Taufnamen gleich. Dass sich der Glaube an die Gottheit in den Namen ausgedrückt finde, verlangt der tief religiöse Sinn selbst unserer heidnischen Vorzeit. Sehr zahlreich sind die Namen, die von Eigenschaften herrühren. Zuerst die sinnlichen von der Farbe, dann die geistigen und sittlichen Eigenschaften: fest, treu, lieb, rauh, streitsüchtig u. s. w. So bedeutet z. B. „karl“, „karle“ altdeutsch „Mann“ und schliesst den Begriff sowohl der körperlichen als auch besonders der geistigen Stärke in sich. Durch das Christentum fanden auch die biblischen Namen in Deutschland Eingang, wenn auch nur langsam (Weinhold, Altn. L., S. 262 ff.).

Da nun im germanischen Altertum eine unserer Taufe äusserlich ähnliche Handlung stattfand, so konnte die christliche Ceremonie leicht Eingang finden. In den allerersten Zeiten der Kirche war die Sitte, dem Täuflinge einen Namen zu geben, noch unbekannt. Da meist Erwachsene getauft wurden, so hatte jeder derselben bereits seinen eigenen Namen, und es war somit zunächst das Bedürfnis der Namengebung nicht vorhanden.

Die Namengebung bei der Taufe hat ausserdem einen andern schönen, symbolischen Grund. Die Taufe ist ja eine Wiedergeburt, und der Täufling zieht einen neuen Menschen an. Da diese Bedeutung der heiligen Taufe von jeher in der Kirche erkannt war, so war es auch natürlich, ja recht eigentlich notwendig, dass zum Zeichen und Ausdruck dieser geistigen Umgestaltung und Wiedergeburt auch der bereits Erwachsene, wenn er in dem heiligen Bade geweiht wurde, einen neuen Namen erhielt. Die ersten Spuren davon begegnen uns schon im 3. Jahrhundert. Es waren

jedoch damals und in den Folgezeiten nicht bloss ausschliesslich Heiligen-Namen in Gebrauch, sondern auch Namen von Tagen. Ein am Epiphanienfeste getaufter wurde Epiphanius, ein am Paschafeste getaufter Paschasius oder Paschalis, ein an Weihnachten getaufter Natalis genannt. Man gab auch Namen von Eigenschaften und Tugenden, z. B. Fides, Innocentius, Felicitas, Pius u. s. w.; ja auch Namen von Tieren, z. B. Leo, Lupus, Ursula, Columba. Am häufigsten sind jetzt die Heiligennamen, obschon es kein Gebot, sondern nur dringender Wunsch der Kirche ist, dass den Täuflingen Heiligennamen beigelegt werden. Erlaubt (aber nicht gerne gesehen) sind andere anständige Namen, jedoch sollen sie nicht aus der heidnischen Mythologie hergenommen sein (Hefele a. a. O. 293 f.)

Kehren wir wieder zum Wasserkult der Germanen zurück. Dieser beruht auf religiösen Vorstellungen.

Die Seele, bevor sie in den Leib kommt, wohnt im Wasser und geht nach dem Tode in einer Wolke zur Holda. Hier ist der Übergang in die Walhalla oder zur Hel (Unterwelt). Wie bei der Taufe wird der Mensch bei und nach dem Tode mit Wasser besprengt. Der Sterbende, der Tote, wird gewaschen, die Leiche und der Sarg mit Weihwasser besprengt. Wenn man dem Patienten, damit er nicht aufliegt, Wasser unter das Bett stellt, so ist dies auch heidnischer Brauch; wenngleich die katholische Kirche nur lehrt, dass der Gebrauch des Weihwassers physisch und moralisch heilsam sei, dass es aber durchaus nicht die Seele von schweren Sünden reinige, so glaubte der Germane, dass das Weihwasser von schweren Sünden reinige und die Götter versöhne.

So ist ohne Zweifel der Gebrauch des christlichen Weihwassers an die Stelle des heidnischen getreten. In der alten Kirche hat man auf Epiphania getauft, weil da Christus im Jordan getauft worden sei, und er an diesem Tage Wasser in Wein verwandelt habe. In der orientalischen Kirche hat man nur an Ostern und Pfingsten getauft. Dazu kam später gleichfalls das Epiphaniefest, im Abendlande Michaeli und Johanni. Seit dem 10. bis 15. Jahrhundert

ist jeder Tag zum Taufen geeignet; aber nur an Ostern und Pfingsten wird das Taufwasser geweiht.

Man hat nun behauptet, der allgemeine Charakter jener christlichen Festzeiten habe diese Tauftermine festgestellt. Eigentümlich ist aber, dass die Germanen gerade an jenen Tagen auch ihr heiliges Wasser aus den heiligen Quellen, Brunnen oder Flüssen geschöpft haben, um allerlei Gebräuche zu verrichten. So hat die christliche Taufe den heidnischen Gebrauch in der That zu verdrängen gewusst (Pfannenschmid, Weihwasser, S. 131).

2. Der Baumkultus. — Die Prozessionen.

Wie wir oben gesehen haben, wird das ganze Weltgebäude unter dem Bilde der Esche Yggdrasil dargestellt. Der Wipfel dieses Baumes reicht über Walhall hinaus. An den Zweigen desselben weidet die Ziege Heidhrûn, von deren Euter so viel Milch fliesst, dass sie täglich ein Gefäss füllt, aus dem die in Ôdhins Halle aufgenommenen, im (Einzel-) Kampf gefallenen Helden und Könige, vollauf zu trinken haben; ferner der Hirsch Eikthyrnir, von dessen Gehörn so viel Tropfen fallen, dass sie nach Hwergelmir fliessen und die Ströme der Unterwelt bilden.

Die Strahlen aus Muspelheim und der Reif aus Niflheim bilden den Riesen Ŷmir und die Kuh Audhumbla, aus deren Euter zur Nahrung des Riesen vier Milchströme fliessen. Unter dem linken Arme des Riesen wuchs, während er schlief und im Schweisse lag, ein Mann und ein Weib hervor, und ein Fuss desselben erzeugte mit dem andern einen Sohn, von welchem das Geschlecht der Reif- und Eisriesen abstammte. Die Kuh Audhumbla nährt sich durch das Belecken salziger Reifsteine, aus welchen sofort, da sie hierdurch befruchtet werden, am ersten Tage Haare, am zweiten ein Manneshaupt und am dritten ein ganzer Mann, der grosse Mensch Burr, der Vater Börrs, hervorwuchs. Börr erzeugt mit der Riesentochter Bestla die Söhne Ôdhin, Vili (Haenir) und Ve (Loki), die Herren des Himmels und der Erde.

Einst gingen Börrs Söhne am Strande des Meeres und

fanden zwei Bäume. Aus diesen schufen sie Menschen. Ôdhin gab Geist und Leben, Vili Verstand und Bewegung, Ve Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Den Mann nannten sie Ask (Esche) und die Frau Embla, und von ihnen kommt das Menschengeschlecht, welchem Midhgardh zur Wohnung verliehen ward.

Die Idee vom Weltbaume und von der Erschaffung der Menschen aus Bäumen durchdringt die ganze religiöse Anschauung und fast alle Lebensverhältnisse der Germanen.

Die germanische Welt hat die Gleichung Mensch und Pflanze zur manchfachsten Entfaltung gebracht. Auch abgesehen von jeder mythischen Verkörperung war dieselbe in unserer Poesie von alters her lebendig.

Beruht der anthropogonische Mythus der Nordgermanen auf der Anschauung: „der Mensch ist wie ein Baum", so haftet der umgekehrte Vergleich: „der Baum ist wie ein Mensch" nicht minder tief im Volksglauben sowohl der skandinavischen als der deutschen Stämme.

Bei einem Volke lettischen Stammes galt es für einen Frevel, heilige Bäume der Rinde zu berauben, weil dadurch innewohnende Dämonen geschädigt würden; wer dies dennoch that, erwartete für sich einen unerhörten Nachteil. Hiermit stimmt nun das Verbot des Baumschälens in dem uralten Gewohnheitsrechte der deutschen Markgenossenschaften zusammen, welche grosse Strafen für solchen Forstfrevel androhte.

Das Gegenstück aber zu dem durch die Strafe für Baumschäler geforderten Ersatz liefert der Volksglaube, dass umgekehrt Gebrechen des Menschen durch den Baum ausgeglichen werden könnten. Bekommt ein neugeborenes Kind einen Leibesschaden, so schlitzt man am nächsten Karfreitag ein Weidenstämmchen auf, zieht das Kind hindurch und verbindet den Spalt wieder; sobald er verwächst, wird das Kind wieder gesund.

Die Verschmelzung von Mensch (oder Tier) und Pflanze in der Phantasie, die magische Wechselwirkung zwischen beiden, welche in dem bisher besprochenen Volksglauben

uns entgegentrat, steigerte sich zuletzt zu der noch mehr anthropomorphischen Vorstellung, dass heilige Bäume und andere Pflanzen bei Verletzungen bluten, als wären sie leibhafte Menschen und nur dem äusseren Scheine nach Vegetabilien.

Allgemein herrscht der Glaube, der Baum blute, wenn man hineinhacke, und der Hieb gehe in den Baum und in den Leib des Frevlers zugleich. Der Hieb dringe in beide gleichweit ein, und Baum- und Leibwunde bluten gleichstark, ja die Wunde am Leibe heile nicht eher, als der Hieb am Baume vernarbe.

In weiterer Entwickelung nehmen nun die bisher behandelten Vorstellungen von einem Baumgeiste manche andere Formen an, von denen wir jedoch nur einige der einfacheren und von fremder Beimischung frei gebliebenen erwähnen wollen. Aus dem Glauben, dass die Pflanze eine Seele habe, erwuchs die Ansicht, dass dieselbe der zeitweilige Körper einer Menschenseele sei. Die Seelen Liebender oder unschuldig Gemordeter verwandeln sich in weisse Lilien und andere Blumen, welche aus dem Grabe oder aus dem hinströmenden Blute hervorschiessen.

Doch nicht bloss reine und selige Menschengeister, auch die Seelen Verdammter nehmen nach dem Tode Pflanzenleib an.

Mit den zuletzt behandelten Sagen berührt sich, dass die Seele eines durch sympathetische Kur mit dem Baume verbundenen Menschen nach dem Tode in ersteren übergeht, nach dem Abholzen des Baumes in dem daraus gezimmerten Balken verbleibt und Klabautermann, d. h. Schutzgeist des Schiffes wird. Ebenso weilt nach manchen Sagen der Hausgeist im Hausbalken und bleibt, wo dieser verbleibt.

Nicht selten geschah es, dass ein bestimmter, lebender Baum gleichsam dauernd zum alter ego eines bestimmten Menschen gemacht wurde. In Hochheim, Einzingen und andern Orten, in der Nähe von Gotha z. B. besteht der Brauch, dass das Brautpaar zur Hochzeit oder kurz danach zwei junge Bäumchen aufs Gemeindeeigentum pflanzen muss;

wenn das eine von beiden verdorrt, dann muss auch das eine oder andere der Eheleute bald sterben.

Die reinste und folgerichtigste Ausgestaltung der hier zu Grunde liegenden Anschauung war die schöne Sitte, schon in der Geburtsstunde des Kindes ein Bäumchen zu setzen. In Franken (namentlich bei Würzburg, Wertheim u. s. w.) und im Aargau geschieht dies noch ziemlich allgemein; man meint dort, der Neugeborene gedeihe oder sterbe mit dem Bäumchen. Für Knaben setzt man Apfelbäume, für Mädchen Birnbäume. Noch in der letzten Generation kam der Fall vor, dass ein Aargauer Vater im Zorn über einen missratenen Sohn, der eben in der Fremde und also der väterlichen Züchtigung unerreichbar war, aufs Feld ging und den gepflanzten Geburtsbaum wieder umhieb. Zuweilen sieht der Baum auch ohne ausdrückliche Anpflanzung für eine bestimmte Person das Schicksal seiner Familienglieder mit dem Schicksale der Bäume am Hause verbunden. Der Voigtländer fürchtet, jemand aus der Familie werde sterben, wenn ein Baum im Garten, oder ein einzelner Ast plötzlich dürr wird; auch in Bayern bedeutet ein Baum am Hause, der verdirbt, einen Toten vom Hause, und dem Siebenbürger verkündigt es einen Todesfall, wenn ihm im Traume ein umstürzender Baum zu Gesichte kommt. Genau hierzu passt es, dass in Siebenbürgen (Sächsisch Regen) auch der poetische Glaube herrscht, dem Kinde nahe der Tod nicht mit der Sense, sondern er breche im Garten eine Blume vom Stengel und im nämlichen Augenblicke sterbe das Kind.

Einen Rest jenes alten Glaubens enthält die schöne Redensart: „Der Baum meines, deines, seines Lebens grünt, welkt, stirbt ab“ (Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme, von Mannhardt, Berlin, Bornträger, S. 32 bis 50).

Der Baumkult ist so sehr das Fundament der religiösen Anschauung der Germanen, dass ohne ihn kein Gottesdienst denkbar war. Ohne Wald und Bäume konnten sich die Germanen überhaupt kein Fest denken. Dort brachten sie den Göttern ihre Opfer, Andacht und Gelübde.

Im Walde, wo Altäre der Götter waren, hing man nun in der späteren christlichen Zeit heilige Bilder auf und zündete Lichtlein dabei an. Auf diese Weise sind die sogenannten Bildstöcke und die Kreuze an Wegen entstanden. Höchst auffallend ist es, dass wir Kirche (oder Kapelle) und Baum neben einander antreffen.

Zu Rosenthal in Sachsen ist eine Wallfahrt zu „Unserer Lieben Frau der Linde". Der Wallfahrtsort liegt 1½ Stunden nördlich von dem Cisterzienserinnenkloster Mariastern in einem wahren Rosenthale; sein Ursprung reicht bis in die Zeit Karls des Grossen. Als dessen Feldherr Ticinus während des Krieges gegen die Sachsen in der Nähe des jetzigen Pfarrdorfes Ostra ein Lager geschlagen, bemerkte man öfter eine Matrone von königlicher Majestät das Lager umwandeln; da nun der Edelmann Lucian von Sernau auf einer Jagd gleichfalls diese Matrone vor sich sah, verfolgte er dieselbe zu Pferd, ohne sie jedoch, so schnell er auch ritt, erreichen zu können, bis zu einem kleinen Hügel oberhalb Rosenthal, wo sie bei einer Linde verschwand. Seine Augen erhebend, sah er ein Muttergottesbild, über welches er aus Verehrung zur Gottesmutter eine hölzerne Kapelle erbauen liess. Da nun sehr Viele an dieser hl. Stätte Erhörung fanden, liess die Äbtissin Marg. v. Metzrad 1537 die schadhaft gewordene Kapelle durch eine steinerne ersetzen. Bei den letzten Häusern Badenscheuerns bei Baden-Baden steht eine Kapelle, früher „Marientrost", später Dreieichenkapelle (von den drei am Altare befindlichen Eichstämmen) genannt. An die noch stehenden Stämme knüpft sich die Sage, dass zur Zeit einer Pest gegen Ende des 15. Jahrhunderts aus den Eichstämmen eine himmlisch schöne Musik ertönte. Bei der näheren Untersuchung mittelst einer Axt sprang die Rinde ab und kam ein aus Holz geschnitztes Muttergottesbild zum Vorschein, das heute noch gezeigt wird. Seit der Verehrung der Mutter Gottes an dieser Stelle hörte die Pest auf.

Eine ähnliche Sage lässt die Kirche und Wallfahrt zu „Unserer lieben Frau in der Tanne" bei Triberg, im ba-

dischen Schwarzwalde, entstehen. An einer grossen, knorrigen Tanne daselbst schnitt eine unbekannte Hand in die dicke Rinde eine kleine Nische und hing ein auf Pergament gemaltes Muttergottesbildchen von der unbefleckten Empfängnis darin auf. Ein alter Mann brachte (1644) zum Danke für seine Genesung aus einer schweren Krankheit ein aus Holz geschnitztes Muttergottesbild in derselben Nische an, das aber später in Vergessenheit geriet, so dass endlich die Nische von der Rinde und vom Moose überwachsen wurde. Im Jahre 1692 hörten österreichische Soldaten einen lieblichen Gesang im Walde und fanden so das verlassene Muttergottesbild in der Tanne. Seitdem wurde es wieder von Verehrern besucht und 1697 mit einer Kapelle überbaut, in welcher die Tanne hinter dem Altar emporragt. In der Nähe der Wallfahrtskirche ist der heilkräftige Wallfahrtsbrunnen. (Hier ist Baum- und Wasserkult vereiniget.)

Eine andere, ganz ähnliche Sage lässt die Kirche und Wallfahrt „Maria Linden“ bei Ottersweier, vier Stunden südlich von Baden-Baden, entstanden sein. Die Sage berichtet, dass das aus Holz geschnitzte Bild, das jetzt auf dem Hochaltare der Kirche steht, gleichfalls in der mit Rinde überwachsenen Blende eines benachbarten Lindenbaumes sich befunden, ebenso durch ein wunderbares Tönen oder Singen sich verraten und die Umwohner zu besonderer Andacht an diesem Orte veranlasst habe. Später ist das Bild in einer besonderen Kapelle aufgestellt worden. Da die Mönche des Zisterzienserklosters Herrenalb seit dem 12. Jahrhundert bedeutende Ländereien an diesem Orte hatten, dürfte ihnen wohl die Entstehung dieser Wallfahrt zuzuschreiben sein. Neben der Lindenkirche ist der s. g. „Lindenbrunnen“, dessen Wasser als heilkräftig gegen das Fieber gilt. (Hier haben wir Brunnen- und Baumkult ganz wie oben neben einander vereiniget).

Eine halbe Stunde südlich von Ottersweier, zwischen Ottersweier und Sasbach, war eine Wallfahrtskirche zur hl. Dreifaltigkeit. Hier sollen Hirten (um etwa 1400) an einer Eiche das Bild der hl. Dreifaltigkeit angebracht haben, um

da ihre tägliche Andacht zu verrichten. Bald wurde das Bild Gegenstand allgemeinerer Verehrung, bis eine Kapelle und später eine Kirche darüber erbaut wurde. Die Wallfahrtskirche wurde 1840 abgebrochen und 1844 in dem ¾ Stunden entfernten Sasbachwalden neu erbaut. Weil der Bischof Werner I. von Strassburg 1001 Sasbach dem Kloster Schuttern zu Lehen gab, und 1325 die Pfarrei Sasbach diesem Kloster inkorporiert wurde, dürfte diese Wallfahrt ihre Entstehung den Benediktinermönchen von Schuttern zu verdanken haben.

Die meisten Kreuze, Bildstöcke, Kapellen und Wallfahrtskirchen in Wäldern, wie z. B. Kellersbild (an einem Kreuzwege) und Kellerskreuz bei Baden-Baden, die Seelbacher Kapelle im Murgthale, die Wallfahrtskirche Maria-Buchen im bayerischen Spessart u. a. m. stehen in Beziehung zum Baumkult.

Obgleich diese christlichen Kultstätten nicht unmittelbar an das germanische Heidentum anschliessen, sondern aus der späteren christlichen Zeit stammen, zeugen sie immerhin für die Popularität des Baumkultes, der aus dem Heidentum ins Christentum übertragen wurde. Ausser diesen und den bei Pfannenschmid (a. a. O. S. 79 ff.) aufgezählten liessen sich noch viele Beispiele anführen.

Wie eng der Baumkult mit der Götterverehrung der Germanen im allgemeinen zusammenhing, davon giebt uns ein beredtes Zeugnis des hl. Bischofes Adam von Bremen einen klaren Begriff, und wir sehen, wie stark kurz vor den Kreuzzügen das Ansehen der heidnischen Tempel war. Wir meinen nämlich jenen höchst merkwürdigen Bericht über den Wôdanstempel zu Upsala, der im Jahre 1075 durch König Inge zerstört, und an dessen Stelle die Domkirche gebaut wurde (kleine schwedische Reimchronik bei Tant, Scriptt. rer. Suecic. I, 252 s. Mone, Gesch. d. Heidentums 1, 251, Anm. 33; Pertz, M. G. Script. VII., 379). — Die Scholien dazu, welche bereits von dem Annalista Saxo, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts lebte, benutzt wurden, schöpfen aus noch frischer, lebendiger Tradition und sind

grösstenteils von Adam von Bremen selbst hinzugefügt (vergl. die Einleitung von Lappenberg zum Adam von Bremen bei Pertz a. a. O.). Dort findet sich folgende Stelle: *Prope illud templum est* ***arbor maxima,*** *late ramos extendens, aestate et hieme semper viridis, cujus illa sit generis, nemo scit. Ibi etiam est* ***fons,*** *ubi sacrificia paganorum solent exerceri et* ***homo vivus immergi,*** *qui dum immergitur, ratum erit votum populi. Catena aurea templum circumdat, pendens supra domus fastigia, lateque rutilans advenatibus eo quod ipsum delubrum in planitie situm montes in circuitu habeat positos ad instar theatri.* Was die goldne Kette anbetrifft, so ist sie nichts weiter als ein zeitgemäss umgewandelter Stellvertreter der heiligen Schnüre, die das ursprünglich einfache Heiligtum umgaben. Auch in Deutschland sind diese heiligen Schnüre vielfach auf Kirchen übergegangen, aber in der Form von eisernen Ketten (Beispiele b. Simrock, M. 527 und Mannhardt, Germ. Mythen 675 ff.). Hinsichtlich des seine Zweige weithin ausbreitenden immer grünen Baumes und der Quelle hat Grimm (RA. 798) die Ansicht ausgesprochen, dass sie unverkennbar die Abbilder von Yggdrasil und dem Urdhsbrunnen sein sollen. Der immergrüne Baum war ein ungewöhnliches Nadelholz, nämlich der Eibenbaum (taxus), der im Norden nur selten vorkömmt (s. Nilsson, die Ureinwohner des skandinavischen Nordens, Seite 38). Da nun Dingstätten gerne in Verbindung gebracht wurden mit grösseren Tempeln (Bezirkstempeln) (Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes. II. 318), so hat man hier an einen Gerichtsbaum zu denken. Was den Brunnen betrifft, so wird man denken müssen an das „heilige Wasser, an einen Blutbrunnen“, oder „Opfersumpf“ (Blotkelda), in welchen man die Menschenopfer lebendig versenkte (Maurer a. a. O. 196 und Pfannenschmid a. a. O. 47).

Sehr häufig hört man nun die Behauptung, aus dem Götterkulte der Germanen in ihren heiligen Hainen sei die Idee des gotischen Baustiles entstanden und dieser sei nur eine Nachbildung des Waldes. Die Säulen im Innern des gotischen Tempels bedeuteten die Stämme, deren Äste gegen-

seitig ineinander griffen und so ein spitzbogenartiges Gewölbe darstellten. Näher liegt eine Erklärung aus praktischen Gründen. Im romanischen Baustile drückt nämlich der Mittelpunkt der Wölbung nur belastend und träge herab, beziehungsweise gegen die stützenden beiden Seiten der Wölbung; im gotischen dagegen giebt es keinen derart belastenden und drückenden Mittelpunkt, sondern nur zwei aneinander gelehnte Seiten, die gegenseitig sich stützen und die Last erleichtern; darum bedarf es keiner so massiven Wände, der ganze Bau wird leichter, schwungvoller und lebendiger gegenüber der schweren Masse eines romanischen Baues. Damit soll nicht in Abrede gestellt sein, dass die Vorstellung vom Walde und den Fluren mit den verschiedenen Tieren, welche sie bergen, bei der Dekoration der gotischen Kirche eine grosse Rolle spielt.

Auch sagt man, das Rad als Fenster über Hochaltären oder an Portalen von Kirchen (z. B. am Münster in Strassburg, Freiburg u. s. w.) sei als Bild des germanischen Sonnengottes ein Überrest germanischen Tempelbaues. Ausschliesslich germanisch ist die Anwendung des Sonnenrades an kirchlichen Fenstern jedenfalls nicht. Christus ist ja selbst mit der aufgehenden Sonne verglichen, und eben darum soll der Altar und die Kirche selbst in der Richtung nach Osten gebaut sein.

Im sechsten Jahrhundert wurde bei religiösen Festfeiern der Germanen neben dem Tempel in Hütten von grünem Laubwerke ein feierliches Mahl gehalten, wobei Stiere geopfert und verzehrt wurden. Dieser altheidnische Gebrauch durfte nach dem früher erwähnten Briefe Gregors des Ersten auch bei den christlichen Kirchen beibehalten werden, indem neben den Kirchen Mahlzeiten gehalten wurden.

Die heidnischen Feste bei den Tempeln scheinen Erntefeste gewesen zu sein. Die Kirche hat diesen Festen den Namen **Kirchweih** gegeben; vom ursprünglich heidnischen Charakter dieser Feste blieb im Christentum die Volkssitte der Trinkgelage mit Tanz übrig. Von jeher, und schon im grauen Altertume und bei allen Völkern und Nationen war

es üblich, dass sie ihre Altäre, Haine und späterhin ihre Tempel zum gottesdienstlichen Gebrauche einweihten. Die Juden thaten dasselbe und weihten ihren Tempel zu Jerusalem zum gottesdienstlichen Gebrauche ein. (Hierüber lese man I. B. König 8. Cap. und 2. Chronica 3., 6. u. 7. Cap.) Hierin ahmten ihnen später die Christen nach; doch ist vor dem vierten Jahrhundert kein Beispiel davon bekannt. Allein ums Jahr 335 liess der erste christliche Kaiser Konstantin der Grosse über das Grab Jesu zu Jerusalem eine schöne Kirche bauen. Nach vollendetem Baue derselben verordnete er, wie einst Salomon, eine feierliche Einweihung, die in Gegenwart vieler Bischöfe verrichtet wurde.

Aus dem Worte Kirchweihe wurde alsdann Kirchmesse, weil beim katholischen Gottesdienste die Messe das hauptsächlichste ist; daher hiess man das Kirchweihfest späterhin bloss die Kirchmesse, woraus das im gemeinen Leben gewöhnliche Wort Kirmess entstanden.

Das Kirchweihfest wurde früher in der Regel an demselben Tage gefeiert, an welchem die betreffende Kirche ehedem geweiht worden. Da aber dabei die Sitte herrschte, dass eine Menge Menschen aus den benachbarten Orten zusammenströmten und das Fest mehr im Wirtshause und auf dem Tanzboden gefeiert wurde, sahen sich Kirche und Staat veranlasst, die unzähligen Kirchweihfeste aufzuheben, an ihrer Statt ein allgemeines Kirchweihfest einzuführen und dasselbe in jeder Diöcese an einem und demselben Tage feiern zu lassen. Schon im Jahre 1536 traf eine Synode zu Köln diese sehr zweckmässige Anordnung, die nach und nach in den meisten Diöcesen nachgeahmt wurde, so im vorigen Jahrhundert in den Bistümern Basel und Konstanz.

Seitdem wird z. B. das Kirchweihfest in Baden infolge einer Vereinbarung zwischen Kirche und Staat immer am dritten Sonntage im Oktober gefeiert.

Weil jede Kirche ein heiliges Haus ist, wird sie besonders eingeweiht. Die eigentliche Einweihung *(consecratio)* kann nur ein Bischof vornehmen, die blosse Benediktion aber jeder vom Bischof dazu bevollmächtigte Priester. Die

Konsekration ist in all ihren Teilen schön, würdig und sinnreich. Ein Mord oder eine Sünde der Unsittlichkeit in einer Kirche verübt entweiht sie; deshalb muss diese von neuem eingeweiht werden.

Früher, da das Kirchweihfest jeder einzelnen Kirche an dem Tage der wirklichen Einweihung gefeiert wurde, war mit derselben gewöhnlich ein Jahrmarkt verbunden. Überhaupt wurden im Mittelalter nach grösseren, feierlichen Messen stets Jahrmärkte abgehalten. Daher kommt nun der noch übliche Ausdruck „Messe“ für „Jahrmarkt“.

Kehren wir endlich zum Baumkult der Germanen zurück. Alle wichtigen Angelegenheiten des religiösen und des bürgerlichen Lebens wurden unter Bäumen als an heiligen Orten beraten. So fand die Gemeindeversammlung, die Abhaltung von Gerichtstagen unter der Linde statt. Dem neugewählten Gemeindevorstande — Bürgermeister — liess die Gemeinde einen Baum vor das Haus pflanzen. Beim Neubau wurde neben das Haus ein Baum gepflanzt, damit der Segen nicht vom Hause weiche. Diese Sitte hat sich bis auf unsere Tage insofern erhalten, als man zwar keinen Baum vor das neugebaute Haus oder vor das Haus des Bürgermeisters pflanzt, wohl aber einen im Walde gefällten Baum vor dem Hause aufrichtet und verziert. Dieser Baum heisst gewöhnlich der „Maien(-Baum)“.

Der erste Mai ist nämlich der Vermählungstag Wôdans mit Freyja. War den Germanen dieser Tag ein heiliger und ein Glückstag, so war er nach Anschauung der Christen des Mittelalters ein verhängnisvoller. In der Nacht vor dem ersten Mai zwischen elf und zwölf Uhr fuhren (nach der abergläubischen Meinung) die Hexen auf schwarzen Katzen oder Geissböcken durch die Luft zu einer Versammlung. Der oberste Teufel sitzt in Bocksgestalt mit einem menschlichen Angesicht; da wählt er eine Königin und giebt jeder Hexe an, was sie thun muss für das kommende Jahr. Dann wird ein Gastmahl gehalten und dabei nur Sonntagsbrot gegessen und aus Kuhklauen und Pferdeköpfen getrunken. Darauf folgt Tanz, dann verbrennt sich

der Teufel, und die Asche wird als Zaubermittel an die Hexen verteilt.

Nach einer alten Sitte pflegten im Mittelalter die Burschen am Tage vor dem ersten Mai sich im Walde zu versammeln; diejenigen, die heiratsfähig waren und heiraten wollten, hatten sich bei dieser Versammlung ein Liebchen gewählt. Gewöhnlich war im geheimen die Wahl schon vorher getroffen; gleich wie heute Brautleute ihre Verlobung öffentlich bekannt machen, so wurde früher bei offener Versammlung die Braut gewählt, und zwar in der Art, dass es weniger eine Wahl als vielmehr eine Versteigerung zu sein schien; natürlich war diese Steigerung nur eine scheinbare. Dasjenige Mädchen, auf welches bei der erwähnten Versteigerung ein Gebot fiel, bekam einen Strauss — „Maien“ — vor das Haus, der gewöhnlich an einem Baume in der Nacht auf den ersten Mai befestiget wurde. Diejenige aber, die zur Versteigerung feilgeboten wurde und kein Gebot, d. h. keine Wahl bekam, wurde dadurch öffentlich beschämt, dass man ihr einen Dornen- oder einen abgedorrten Blumenkranz vor dem Hause anbrachte. (Ein solcher Streich wurde gewöhnlich den gefallenen Mädchen gespielt. Bei unsern heidnischen Vorfahren nämlich war die Unkeuschheit noch härter beurteilt als jetzt; von einer Verheiratung gefallener Mädchen konnte gar keine Rede sein. „Denn preisgegebene Scham hat kein Verzeihen; nicht durch Schönheit, nicht durch Jugend, nicht durch Habe findet sie (die Gefallene) einen Mann. Nur Jungfrauen heiraten.“ (Tacit., Germania, cap. 19.) Noch heute haben in manchen Gegenden Süddeutschlands die gefallenen Mädchen das Recht eingebüsst, sich zu bekränzen und mit roten Bändern zu schmücken, oder die Hochzeit festlich zu begehen. Auch wird solchen Mädchen in der Nacht auf den ersten Mai ein Strohbündel statt des „Maien“ vor das Haus gesteckt.) Oft giebt ein junger Mann einem Mädchen dadurch das erste Zeichen seiner Liebe, dass er ihr zu Ehren in der Nacht des ersten Mai einen schönen Kranz oder Strauss vor dem Hause anbringt. Weil das Fest der heiligen Walpurgis auf den ersten Mai fällt, heisst diese

Nacht Walpurgisnacht. (Die heilige Walpurgis, Tochter des Königs Richard von England und Schwester der Heiligen Willibald und Wunibald, welche unter der Leitung des heiligen Bonifaz in Deutschland das Evangelium predigten, kam im Jahre 748 von ihren Brüdern eingeladen nach Deutschland und lebte anfangs als Nonne in dem Kloster zu Tauberbischofsheim und später zu Heidenheim, wo sie als Äbtissin 779 starb.)

Weil die Gemeindeangelegenheiten gewöhnlich unter einem Baume (Linde, Tanne u. s. w.) verhandelt wurden, sind dann auch die Wirtshäuser in der Nähe solcher Plätze am geeignetsten angebracht; es bedurfte darum keines besonderen Schildes zu ihrer Bezeichnung, weil sie ja „zu (neben) der Linde", dem „grünen Baume" u. s. w. standen. In späterer Zeit hat man zur Bezeichnung der Wirtshäuser Kränze vom Tannen- oder vom Lindenbaume an denselben angebracht. Jetzt noch haben viele Wirtshäuser das Schild zum grünen Baum u. s. w. Bekannt ist die Redensart, die man von demjenigen sagt, der gerne die Wirtshäuser besucht: „Der kehrt überall ein, wo unser Herrgott den Arm herausstreckt." Die täglichen Gäste in einem Wirtshause nennt man „Stammgäste"; weil die Idee von der Verwandtschaft des Menschen mit dem Baume den Germanen eigentümlich ist, ist dieselbe für manche Bezeichnungen in den Sprachgebrauch übergegangen, wie z. B. „Abstammung" statt Abkunft, „Stammbaum" statt Geschlechtsregister; ähnlich ist „Stammvater", „Stammhalter", „Volksstamm". Von einem kräftigen, starken Menschen sagt man, er sei „baumstark". Der Tod heisst sprichwörtlich auch „der Freund Hain", weil die Toten in den Hainen begraben wurden. Der neben dem Tempel gelegene Platz war die Stätte der Toten und heisst „Friedhof", nicht etwa deswegen, weil die Toten Frieden haben, sondern weil der Hain heilig ist und in ihm kein Streit sein darf.

Gleichfalls in der Anschauung von dem Verwandtschaftsverhältnis des Menschen mit der Pflanze liegt wohl die unmittelbare Ursache der **Flurprozessionen** der Germanen.

Diesen religiösen Gebrauch hatten zwar viele heidnische Völker; bei den Germanen aber scheint er mit besonderer Vorliebe gepflegt worden zu sein. Solche Prozessionen wurden zu Ehren des Wôdan, der Hulda, des Thôrr, der Freyja u. s. w. gemacht; gewöhnlich wurden die Götterbilder mitgetragen. Diese Prozessionen waren von Ende April bis Ende Juni, also zu einer Zeit, wo das Korn im vollen Wachsen und mit besonderer Gefahr bedroht ist. Blumen, Zweige (besonders Birkenreis — dem Thôrr heilig) und Weiden wurden festlich umhergetragen und die Häuser damit geschmückt. Unter heiligen Eichen machte man Stationen; Tiere wurden geopfert und ein Mahl gehalten.

Der Baumkult sowie die Flurprozessionen sind jedoch nicht ausschliesslich heidnischen Ursprunges; im Paradiese standen der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis einander gegenüber. Christus vergleicht den Gerechten mit einem fruchtbaren Baume (Matth. 7, 17) und verflucht den unfruchtbaren Baum (Matth. 3, 10). Eine besonders hohe Bedeutung hat der Baum durch die Kreuzigung Christi. Sehr reich ist darum die christliche Symbolik vom Baume. So findet man Christus als den Baum des Lebens und als den Stammbaum derjenigen, die selig werden.

Die Kirche konnte darum den Baumkult der Germanen sehr gut verwerten.

Schon der glorreiche Einzug Christi am Palmsonntag in Jerusalem wird eine Prozession genannt. Nach der Christenverfolgung, also schon im vierten und fünften Jahrhundert, veranstaltete man Flurprozessionen. Da diese im Christentume selbst begründet sind, konnte oder vielmehr musste die Kirche auch die heidnische Prozession in ihren Kult hereinziehen, nicht nur um den heidnischen Glauben zu verdrängen, sondern auch um den Glauben an den christlichen Gott den Neubekehrten verständlicher zu machen.

Die Fronleichnamsprozession wurde zuerst 1246 in Lüttich unter Bischof Robert auf Veranlassung der Nonne Juliana, und später 1264 unter Pabst Urban IV. in der ganzen Kirche

eingeführt. (Die Bittprozessionen dagegen sind älter und stammen aus dem sechsten Jahrhundert.)

Der Festtag selbst nebst der Prozession sollte eigentlich am Gründonnerstag gehalten werden; weil aber nach der Anschauung der katholischen Kirche eine erhöhte Feier des Festtages zum Charakter der Trauerwoche nicht stimmen würde, ist das Fest auf den Donnerstag nach Dreifaltigkeitssonntag verlegt.

Zum Beschluss dieses Abschnittes dürfte noch die Muttergotteswallfahrt bei Kolmar im Elsass erwähnt werden; sie heisst „Maria zu den drei Ähren“ — „*Marie aux trois épis*“. Schon der Name deutet auf heidnischen (sei es römischen — Ceres — oder germanischen — Hulda) Ursprung hin.

3. Der Totenkult.

Hulda ist die Göttin der Sterbenden. Ihr Vogel, die Eule, kündiget den nahen Tod dem Menschen an. Beim Scheiden der Seele öffnete man ein Fenster, damit sie ziehen kann. Um aber den bösen Geist zu verscheuchen, der die Seele des Verstorbenen zur Hel abholen soll, wurde abends ein Licht bei der Leiche angezündet, das man bis zum Erlöschen brennen liess. Diese Sitte ist auf unsere Zeit übergegangen.

Desgleichen hat der Brauch, das Weinen der Hinterbliebenen eine Zeit lang gewaltsam zu unterdrücken, damit die Seele des Verstorbenen das Jenseits ungestört erreichen kann, heidnischen Ursprung. Die mit Schuld beladenen Seelen bleiben zur Busse auf Erden (auch unsere heidnischen Vorfahren glaubten an Geisterspuk). Die Seelen der im Kriege Gefallenen kamen in die Walhalla zu Wôdan; die Seelen derer, die nicht im Kriege gefallen waren, kamen aber zu der Hel in die Unterwelt.

Von dem Worte Hel kommt unser Wort Hölle. Der Zustand der Verstorbenen in der Unterwelt war teils trauervoll und schmerzenvoll, teils trauerlos und freudenlos.

Die Behandlung der Leiche bei den Germanen war folgende. Unmittelbar nach dem Tode tritt der nächste Ver-

wandte zu der Leiche und drückt Mund, Augen und Nase zu, streckt den Leib und bedeckt den Kopf mit einem Tuche. Zu den Pflichten gegen die Toten gehörte auch, dass man ihnen Haupt und Hände wusch, die Haare kämmte und die Nägel beschnitt. Sollte die Sitte, dem Verstorbenen ein Kreuz auf die Brust oder in die Hände zu legen, nicht zu vergleichen sein mit dem germanischen Brauch, die Leichen mit Thôrrs Hammer zu weihen?

Die schöne Sitte, die Leiche noch längere Zeit im Hause zu behalten und nicht halbwarm hinaus zu schaffen, kannte man in der Vorzeit nicht; die Bestattung wurde sofort vorgenommen, manche wurden auf der Stelle eingescharrt, wo sie starben. Mit angesehenen Männern konnte man nicht in demselben Masse eilen, denn die Vorbereitungen erforderten Zeit. In keinem Falle liess man aber die Leiche über Nacht im Hause.

Der Tote durfte nicht zu der Thüre hinausgetragen werden, durch die die Lebenden ein- und ausgingen. Es wurde darum ein Loch in die Wand geschlagen und da die Leiche hindurchgezogen. Oft musste mit dem Gatten die Gattin, mit dem Herrn der Knecht und die Lieblingstiere, besonders das edle Ross und die Jagdhunde sterben. Diese Sitte ist indessen allen indo-europäischen Völkern eigentümlich.

Die Leiche lag auf der flachen Erde; mitunter wurde sie auch in ein besonderes Grab gelegt und eine Erhöhung darübergeschüttet. Die Beisetzung in grosse Grabkammern, in Hügeln ist selten. Diejenigen, welche eine so pompöse Art der Bestattung wünschten, bauten sich ihre Gruft bei Lebzeiten. Eine notwendige Beigabe war ein Stück Geld; es machte den Empfang bei der Gottheit, zu der der Verstorbene kam, freundlicher. Reiche erhielten viel Geld und Geldeswert; denn Alles, was der Tote ins Grab mitnahm, folgte ihm in jene Welt. Diejenigen, die den Göttern im Leben am nächsten gestanden, wurden im Tempel selbst begraben, wie bei uns die Fürsten und Bischöfe, die Übrigen in dem neben dem Tempel gelegenen Hofe. „Als

sich an der Stelle der alten Waldtempel Kirchen erhoben, hiess Hof (Friedhof) zuletzt nur noch die geweihte Erde, worin die Toten ruhten, wie diese auch früher in Wäldern, ohne Zweifel heiligen, bestattet worden waren" (Simrock, Myth. 256).

Die Lage der Leichen in den Gräbern war wahrscheinlich von Westen nach Osten. Der Grabhügel war nicht selten ein Lieblingsplatz der Hinterbliebenen; näher den Toten überliessen sie sich der Erinnerung und gingen hier am liebsten wichtigen Besprechungen nach. Bei Männern, die einen Erben hinterliessen, folgte eine feierliche Trinkgesellschaft; der Erbe erhob sich und trank das Gedächtnis des Verstorbenen, und alle tranken es mit. Die Sitte dieses Trinkgelages veranlasste dann die Geistlichkeit, es mit kirchlichen Gebräuchen in Beziehung zu setzen. Wenn jemand ein Erb- oder Seelbier abhält, was am siebenten oder dreissigsten Tage oder auch später geschieht, so muss er den Priester dazu laden, und dieser ist verpflichtet, dorthin zu fahren; sind drei Trinkgebote zu gleicher Zeit, so soll er wo möglich zu allen dreien gehen und sie einsegnen; wenn nicht, so gehe er zu zweien und bleibe beim zweiten, so lange es dauert (Weinhold, Altn. L., 474 ff.). *)

Einem ganz natürlichen Gefühle folgend, versammelten sich die Germanen im Herbste auf den Gräbern der Ihrigen. Übrigens haben auch andere heidnische Völker die Sitte, einmal im Jahr das Gedächtnis der Verstorbenen zu begehen. Die Slaven z. B. richteten jedes Jahr ein Totenmahl für die Verstorbenen her. Auch die Römer hatten drei Festtage, an welchen die Unterwelt geöffnet war und die Manen (die seligen Geister der Verstorbenen) emporsteigen.

In Finnland, wo man das heidnische Totenmahl noch im vorigen Jahrhunderte beging, wurden die Geister eingeladen, an dem Mahle teilzunehmen; gewöhnlich schlachtete man ihnen ein Schaf. In Schweden werden den Elfen (die

---

*) Der „Monika-Kalender" vom Jahre 1883 (Auer, Donauwörth) klagt S. 41 über „die Unsitte des Leichentrunkes", die heute noch „im ganzen Allgäu und in vielen andern Gegenden" üblich ist.

man für abgeschiedene Geister hält, welche nicht selig werden können) Speisen und Getränke hingesetzt. „Die Esthen setzen am 2. November nachts den Verstorbenen Speisen auf und freuen sich, wenn morgens etwas davon verzehrt ist“ (Nork 665 f.).

Die kirchliche Gedächtnisfeier aller im Verbande der Kirche Abgestorbenen verdankt ihre Einführung zunächst dem Abte Odilo von Cluny, welcher sie im Jahre 998 für alle Klöster seiner Kongregation auf den bezeichneten Monatstag festsetzte. Von Cluny aus verbreitete sich das Allerseelenfest schnell in der ganzen katholischen Kirche.

Es wäre jedoch ein grosser Irrtum, wenn man glauben wollte, dass, da das Allerseelenfest erst im zehnten Jahrhundert eingeführt worden, man erst damals angefangen habe, für die Abgestorbenen zu beten. Wir besitzen aus der Zeit des Urchristentums verbürgte Nachrichten, dass schon damals dieser schöne, rührende Gebrauch in Übung war, und man den leidenden Seelen durch Gebet, Darbringung der heiligen Messe, Opferung der heiligen Kommunion zu Hilfe zu kommen suchte. Wir wissen ferner aus zuverlässiger Quelle, dass die Namen der Verstorbenen in die Totenregister (Diptychen) jeder christlichen Gemeinde eingetragen und bei Darbringung der heiligen Messe abgelesen wurden.

Dagegen ist der kirchliche Gebrauch, dem Verstorbenen gerade drei Seelenmessen, und zwar am dritten, siebenten und dreissigsten Tage nach dem Tode zu halten, der germanischen Sitte des Erb- oder Seelbieres am siebenten und dreissigsten in der Zeitordnung sehr ähnlich. Wer das deutsche Haus auf dem Lande kennt, weiss, wie gemessen und regelmässig auch die inneren Ereignisse behandelt werden; von der Wiege bis zum Grabe besteht in allem eine herkömmliche Sitte, an welcher nichts geändert wird. In diesem Bauernleben aber haben wir, was schon Justus Möser aussprach, ein treues Bild unsers Altertums. Wissenschaft und Künste reichen nicht mit ihren Wandlungen über den Zaun des Hofes, und niemals haben Sturm- und Drangzeiten den Einzelnen gegen das allgemeine Haus aufgeregt. Das gilt

freilich nur für die Gegenden, wo sich der echte Bauer erhalten hat und nicht dem modernen Gutsbesitzer oder dem Händler mit Grund und Boden gewichen ist.

Um die Zeit des Allerseelentages erinnert uns alles in der Natur an Tod und Verwesung; nur noch wenige Blumen blühen, die zum Schmucke der Gräber bestimmt zu sein scheinen; die Bäume sind entblättert; so entblättert die vorübereilende Zeit auch unseren Lebensbaum. Nork (a. a. O.) und andere behaupten, die Kirche habe auch diesen schönen Gebrauch, im Herbste die Gedächtnisfeier aller Abgestorbenen zu begehen, dem Heidentum entlehnt; stamme er nun, woher er wolle, er trägt wie der „Christbaum“ und das „Osterei“ durch den Namen „Allerseelentag“ und durch die lange Zeit seiner Übung entschieden christliches Gepräge und lässt sich im Dienste der Religion äusserst vorteilhaft verwerten. Denn er wurzelt im lebendigen Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, an die Gemeinschaft der Heiligen und ist ein erhabenes Mittel, den Menschen an sein Ziel und Ende zu erinnern und in ihm die Nächstenliebe zu erhalten und zu fördern.

Der Schmuck der Gräber, das Begiessen derselben mit Weihwasser, das Brennen von Lichtern auf denselben ist eine Bildersprache, dem Kinde verständlich, reich und ansprechend. Wie tief ergreifend ist das feierliche Totenamt mit der erschütternden Sequenz: *„dies irae, dies illa“* etc. Ein berühmter Musiker hat den Ausspruch gethan, er wollte gern auf die Autorschaft aller seiner Werke verzichten, wenn er der Autor dieser Sequenz und der Präfation wäre.*)

Um ferner den Gedanken der geistigen Gemeinschaft der Lebenden mit den Verstorbenen und Heiligen recht an-

*) Wahrscheinlich ist *„dies irae“* von dem Minoriten Thomas von Celano im Anfang des 13. Jahrhunderts gedichtet und, was indes nicht unbedingt feststeht, komponiert. Die ältesten Spuren der heutigen katholischen Kirchenmusik finden sich in Syrien und Kleinasien. Alle Versuche — selbst die gelehrten Rekonstruktionen von Fétis — auf dem Gebiete der altägyptischen Musik, auf welche die Präfation zurückgehen soll, sind als gescheitert anzusehen. (Private Mitteilung von Herrn Oberbibliothekar Prof. Dr. Brambach in Karlsruhe.)

schaulich zu machen, ist der Allerheiligentag mit dem Allerseelentage so zu sagen in einem Fest verschmolzen; schon am Allerheiligentag nachmittags wird die Totenvesper gehalten, worauf die Prozession auf den Friedhof folgt.

Das Fest aller Heiligen wurde von der griechischen Kirche schon im vierten Jahrhundert, aber am Sonntag nach Pfingsten begangen; denn man hat eine Homilie des hl. Chrysostomus (Hom. 74 de Martyribus) auf diesen Tag, und Leo Allatius*) (de hebdom. c. 31) hat ausserdem mehrere Beweise für das Altertum der Benennung *κυριακὴ τῶν ἁγίων* beigebracht.

Nork hat dagegen (a. a. O. 564 f.) entdeckt, dass dieses Fest für Rom ursprünglich am 12. Mai angeordnet war. Der oströmische Kaiser Phokas (602—610) schenkte nämlich dem Pabste Bonifatius IV. (607—614) den Pantheon-Tempel, in dem alle Götter der verschiedenen Länder des römischen Reiches aufgestellt waren. Diesen verwandelte der Pabst in eine christliche Kirche und widmete sie sehr passend allen Heiligen. Seitdem gab es in Rom ein Allerheiligenfest und zwar, wie Nork sagt, am zwölften Mai. In allgemeine Aufnahme kam es erst unter Gregor IV. 835, der es auf den ersten November verlegte und dies, wie Nork meint, aus dem Grunde, weil der heidnische Aberglaube noch herrschte, dass um diese Zeit die Dämonen auf Erden unter den Menschen wandelten. Um diesem Aberglauben entgegenzutreten und einen christlichen Kult an seine Stelle zu setzen, habe der Pabst diese Verlegung des Festes angeordnet. Das mag richtig sein. Daraus folgt aber noch nicht, dass das Allerheiligenfest heidnischen Ursprungs ist; denn die Verehrung der Heiligen ist ursprünglich christlich.

Da das Jahr mit seinen 365 Tagen viel zu kurz ist, als dass das Andenken eines jeden Heiligen an einem besonderen Tage begangen werden könnte, und die Kirche die Zahl

*) Leo Allatius (1586—1669) ist, abgesehen von seiner reichen litterarischen Thätigkeit, speziell wegen der Rolle bekannt, die er beim Transport der Heidelberger Bibliothek (Palatina) nach Rom spielte, als Maximilian von Bayern dieselbe Gregor XV. schenkte (1622).

der öffentlichen Feste nicht ungebührlich vermehren kann, ist ein gemeinschaftliches Heiligenfest sehr zweckmässig, weil sie dennoch jedem Heiligen seine verdiente Ehre erweisen und ihren Gläubigen zeigen will, dass es aus allen Ständen, Geschlechtern, Altern, Nationen und Zeiten Heilige gegeben hat.

Wir sind mit unserem Thema eigentlich am Ziele. Die Wortbedeutung, die Idee und der Zweck der übrigen (katholischen) Feiertage: Mariä Verkündigung (25. März), Mariä Himmelfahrt (15. August), Mariä Geburt (8. September), Mariä Empfängnis (8. Dezember) und das Fest zu Ehren des heiligen Joseph (19. März) — ist allgemein bekannt. Höchstens dürften kurze geschichtliche Notizen noch am Platze sein. Das Fest Mariä Verkündigung (zum Andenken an die Menschwerdung des Sohnes Gottes aus Maria) wurde schon in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts in der morgenländischen Kirche gefeiert. Wir besitzen noch eine Rede des Patriarchen Proklus von Konstantinopel (Anfang des fünften Jahrhunderts) auf das Fest Mariä Verkündigung. Im siebenten Jahrhundert wurde dasselbe in der abendländischen Kirche ziemlich allgemein öffentlich begangen. Man nahm an, dass Maria an demselben Tage, an welchem der Engel Gabriel ihr die frohe Kunde brachte, auch wirklich den Sohn Gottes empfangen habe. Da Christi Geburt auf den 25. Dezember fällt, so ist die Gedächtnisfeier der Menschwerdung des Sohnes Gottes richtig auf den 25. März festgesetzt.

Das Fest Mariä Himmelfahrt ist eines der ältesten. Es lässt sich sein Ursprung nicht mehr ermitteln. Pabst Gelasius, der im Jahre 496 starb, nennt es ausdrücklich in einer seiner Schriften, und es wurde dasselbe im fünften Jahrhundert in Deutschland und Frankreich als ein Hauptfest des Kirchenjahres begangen. Nork will in dem Feste Mariä Himmelfahrt nichts weiter erblicken, als eine Umbildung des Mythus von der Himmelfahrt der Göttin Asträa (a. a. O. 502 und 524). Indessen hat dieses Fest seinen Grund in der ganzen Lehre und

'em Glauben der Kirche von der Mutter Jesu. Da Maria, ur Mutter Gottes auserlesen, durch Gottes Gnaden vor jeder ünde bewahrt und unbefleckt blieb und den Sohn Gottes ebar, so ist ihr Leib ein heiliges Kleinod und verdiente in en Himmel aufgenommen zu werden. Zum Unterschiede on der Himmelfahrt Christi wird aber Mariä Himmelfahrt icht „Ascensio", sondern „Assumptio B. M. V." „Aufnahme ariens" genannt. Christus ist aus eigener Kraft gen Himel aufgefahren, Maria durch Gottes Allmacht in den Himel aufgenommen worden.

Das Fest Mariä Geburt wurde höchst wahrscheinlich in anien in der Zeit von 658—667, vom heiligen Ildephons, zbischof von Toledo eingeführt, nachdem es schon 200 hre vorher in der morgenländischen Kirche gefeiert worn war. Seitdem Pabst Sergius I. (687—700) bestimmte ıordnungen bezüglich dieses Festes traf, wurde es immer gemeiner begangen. Nork (a. a. O. S. 578) möchte wierum die Verlegung dieses Festes auf den 8. September auf idnischen Ursprung zurückführen. Aber wenn es der rche möglich war, den Geburtstag Christi zu ermitteln, ırum soll es nicht auch möglich gewesen sein, den Mariens erforschen?

Das Fest Mariä Empfängnis wurde in der morgenländiıen Kirche schon im sechsten Jahrhundert, in der abendıdischen dagegen erst im elften, und zwar zuerst in Engıd durch den heiligen Anselm, Erzbischof von Canterbury, d seit dem vierzehnten Jahrhundert fast von der ganzen ıristenheit gefeiert, bis es durch Clemens XI. am 6. Denber 1708 für die ganze Kirche als gebotener Feiertag ıgeführt wurde.

Über die Einführung und Bedeutung von Mariä Lichtss war schon oben die Rede. (Vgl. Das christliche Kirenjahr von Kist, Mainz Kirchheim, 1871. S. 524—531.)

In den ersten Jahrhunderten wurde das Andenken an n heiligen Joseph durch keinen eigenen Gedächtnistag geert, was wohl mit der alten Disziplin, nur Festtage von ırtyrern, nicht aber von andern Heiligen zu begehen, und

vielleicht mit einer gewissen Vorsorge zusammenhängen mag, dass nicht etwa Joseph als der wahre Vater Jesu angesehen und infolge dessen der Glaube an die Gottheit Jesu Christi bei dem ungebildeten Volke beeinträchtigt werden möchte. Dennoch findet sich Josephs Name schon in den abendländischen Martyrologien des neunten Jahrhunderts, und die Griechen begingen damals sein Gedächtnis samt dem der anderen Gerechten des alten Testamentes am Sonntag vor Weihnachten, und den Davids und Jakobs des Jüngeren am Sonntag in der Weihnachtsoktave. Im 14. und 15. Jahrhundert feierten mehrere Orden im Abendlande den Gedächtnistag des heiligen Joseph mit Officien, und der Kanzler Johann Gerson bemühte sich in seinen Schriften, das Fest desselben einzuführen. Endlich erhoben es die Päbste Gregor XV. und Urban VIII., der erstere 1621, der andere 1642 zu einem gebotenen Feiertage.

Schluss.

Es ist in dem obigen das Wort „Gott" so oft gebraucht worden, es wird dasselbe tagtäglich so häufig genannt, dass es vielleicht dankenswert erscheinen dürfte, hier dessen Etymologie zu berühren. Für Gelehrte allerdings wird kaum etwas Neues gebracht werden, — für diese ist ja das bescheidene Büchlein nicht ausschliesslich bestimmt — aber mancher Laie wird darüber nachgedacht haben, warum die katholische Kirche die bei den romanischen Völkern übliche Bezeichnung nicht mit der Religion bei den Germanen einführte, sondern das uralte Wort fortbestehen liess. Es ist dies eben wiederum ein Zeugnis der hohen Weisheit der Kirche.

Das Wort „Gott" dient von jeher bei deutschen Völkern zur Bezeichnung für *Deus;* das nämliche Wort, das bis dahin die heidnischen Götter bezeichnete, ist also zur Benennung des christlichen Gottes beibehalten worden. In einem ähnlichen Fall sehen wir, dass der alte Name für

Gott in der neuen Religion zwar beibehalten wird, aber ine andere Bedeutung erhält: das Wort für *deus, dêva,* *θεός,* wurde in der Religion des Zoroaster die Bezeichnung es bösen Geistes, des Teufels; die persischen Dev; aus der ersischen Bezeichnung wurde dann angelsächsisch *deóful;* nglisch *devil;* gotisch *diabulus;* althochdeutsch *diufal;* mittelhochdeutsch *tiuvel;* neuhochdeutsch *teufel,* wahrscheinlich on dem lat. *diabolus,* griechischen *διάβολος,* Verleumder, nkläger (cf. diese Bezeichnung bei Job 1 u. 2; Zach. 3, 1; ffenb. 12, 10). Betrachten wir das Wort genauer: es lautet otisch *guth.* Sehr früh hat man das Wort für gleichbedeund gehalten mit dem Adjectivum gut; also Gott = der ute, gütige; so bekanntlich Luther. Diese Erklärung ist des unrichtig; althochdeutsch *guot* und *got* müssen geennt werden. Innerhalb der deutschen Sprache wird das 'ort Gott nicht erklärt werden können; wir müssen es ber die Grenze der deutschen Sprache hinaus verfolgen ıd weiter zurückgreifen. Es ist indogermanisch *ghut-o-m,* r. *ḥûtá* und *ḥūtá,* von *ḥû* Götter anrufen, *ḥuta* der Gott, ler angerufen wird" (*ḥ* wird *g,* vgl. *ḥansá* = Gans). Von *ut-o-m* stammt also das deutsche „Gott".

Bekanntlich wird im Munde des Volkes der Name sehr t entstellt in vulgären Redensarten und Flüchen; z. B. potzusend; ebenso im Französischen *corbleu* aus *corps de Dieu,* *orbleu* aus *mort de Dieu.* (Holtzmann-Holder, D. M. S. 31 f.)

Von den Bedingungen ausgehend, ohne welche die reiöse Anschauung einer Nation nicht gewechselt werden ınn unter dem Einflusse einer fremden Kultur, suchten ir nachzuweisen, wie die Traditionen des Heidentums im ofanen Volksleben sich teilweise erhalten haben, und wie eselben in den Gebräuchen, in welchen Volk und Kirche ch berühren, ja sogar in manchen kirchlichen Handlungen och zu erkennen sind.

Wer weiss, wie tief der alte, mit der ganzen Verganınheit der germanischen Stämme verwachsene Götterglaube

in dem Herzen wurzelte; wer weiss, wie zähe ein Naturvolk an dem Ruhme der Väter, an der Stammsage des Königsgeschlechtes, welches seinen halbgöttlichen Ursprung von Wôdan oder Thôrr herleitet, festhält, der weiss auch, dass das Volk die Boten des neuen Glaubens nicht würde angehört haben, wenn sie damit begonnen hätten, die göttlichen Ahnen seiner Könige und Helden für Erfindungen zu erklären und ihm das Schlachten des Jul-Ebers zur Winter-, den fröhlichen Sprung über das Feuer zur Sommersonnenwende zu wehren. Pabst Gregor der Grosse hat mit bewunderungswürdigem Scharfblicke den christlichen Sendboten den Weg jener seelenbezwingenden Klugheit gezeigt, welche zur rechten Zeit und am geeigneten Orte durch milde Duldung zu gewinnen weiss, wo unnachsichtiger Eifer nur schadet.

Der Kirche war es nicht möglich, mit dem Alten ganz zu brechen. Es ist gut und hat viel Gutes. Wie sinnreich ist z. B. durch die Sitte der Flurprozessionen das Leben der Natur aufgefasst, wie es in Gottes Allmacht steht. Nicht bloss der religiöse, sondern auch der Kunstsinn und der gute Geschmack wird dadurch gefördert.

Wer die althergebrachten Sitten und Gebräuche, welche in den Kultus der Kirche aufgenommen worden sind, mit forschendem Auge ansieht, wird sie aus Ehrfurcht erhalten wissen wollen als liebes Andenken an die Alten. Der moderne Geschmack, der in diesen Traditionen nur Aberglauben und Dummheit findet, hat offenbar keinen historischen Sinn und kein Verständnis für altehrwürdige Gestalten.

Gott und Seele leugnen und über religiöse Gebräuche spotten, ist eine alte Mode; und diese ist, wie jede andere, fanatisch und eitel.

Vergleichungen und Untersuchungen wie die unsrige mögen für den Glauben der Ungebildeten gefährlich sein; den Gebildeten und im Denken Gereiften machen sie tolerant gegen Andersdenkende und Andersgläubige. Im allgemeinen aber kann es den Glauben des Volkes und der Schuljugend nicht gefährden, wenn man darüber Aufklärung giebt, warum

man „Sonntag“, „Montag“ u. s. w., „Januar“, „Februar“ u. s. w. schreibt, statt „Christi Geburt“ „Weihnachten“, und statt „Christi Auferstehung“ „Ostern“ sagt. Je mehr man in das Verständnis des Lebens der Kirche eindringt, desto mehr nützt man ihr. Die Kirche hat aus dem Heidentum nur das in ihren Kult aufgenommen, was rein natürlich und an sich wahr ist. Eben darum spricht der Kultus der katholischen Kirche zum Herzen des Menschen. „Der Gottesdienst hat eine Grundsprache, eine Muttersprache, die weder lateinisch noch deutsch, weder hebräisch noch griechisch, die keine Wortsprache ist. Diese Grund- und Muttersprache alles Gottesdienstes sollte doch wohl vor allen Fragen zu Rate gezogen werden. Die Darstellung der innern Religion geschieht wohl auch mit Worten, mit den Lauten einer artikulierten Sprache. Aber das Leben, die Geberde, die Miene, der Blick, das Antlitz, die Stellung des Menschen, mit einem Worte der Totalausdruck der Religion in dem Leben und in dem ganzen Äussern des Menschen, das ist die rechte Grund- und Muttersprache alles Gottesdienstes. In dieser Sprache ist das Wort auch mit einbegriffen; aber es ist doch weder das Ganze, noch auch das vornehmste an derselben. Diese Grund- und Muttersprache des Gottesdienstes besitzt den Vorzug vor jeder Wortsprache, dass sie Natursprache ist, und als solche eine von jeder Wortsprache unabhängige Verständlichkeit für jedes religiöse Gemüt hat.“ Diesen Worten Sailers (Neue Beiträge zur Bildung des Geistlichen. II. 250 ff.) fügen wir hinzu: Wenn wir eine Fronleichnamsprozession sehen und Leute beobachten, wie sie Zeugnis abgeben für ihren Glauben, wie sie auf offener Strasse hinknieen, schweigend, Gott anbetend und in Gott versunken, — schon dieser Anblick muss deutlicher zu uns reden als eine ganze Gemeinde, die schweigend jedem Worte des Predigers lauscht.

In einer solchen majestätischen Sprache spricht die Kirche zum Menschen durch das Kirchenjahr. Das Kirchenjahr beginnt mit dem Advent und schreitet fort durch den Winter zum Sommer, durch Nacht zum Licht, durch Leiden

zum Siege, durch Tod zum Leben, durch Armut zum Reichtum. Die lange Nacht des Winters, in welche die Geburt Christi fällt, bedeutet das Heidentum und die alte Nacht der Sünde. Der Frühling, in welchen das Wirken, Leiden und Sterben des Heilandes fällt, bedeutet das Erlösungswerk. Es ist die Osterzeit; der Sommer, in welchen die Himmelfahrt und Ausgiessung des heiligen Geistes fällt, bedeutet den vollendeten Sieg des Lichts. Es ist die Pfingstzeit.

Der Herbst endlich, in den die Reife der geistigen wie der irdischen Saaten fällt, bedeutet das letzte Gericht, den Tod des Zeitlichen und den Gewinn des Ewigen, zugleich aber den letzten Triumph der Kirche.

Der bezeichneten Symbolik entsprechen auch die wichtigsten Feste und Heiligentage im Jahre. Jeder Jahreszeit ist zugewiesen, was ihrem Charakter entspricht; die Perikopen, die für jeden Sonntag im Jahre zum Vorlesen und zu Predigttexten bestimmten Bibelstellen ergänzen diese Symbolik, wo die heiligen Namen zum Verständnis nicht ausreichen. In diesen alten Festsetzungen, namentlich der Heiligennamen, dürfte vieles enthalten sein, was die Neuzeit nicht mehr zu erklären weiss. In mancher Beziehung hilft hier die Tradition im Volke aus, in Sagen und Gebräuchen. (Menzel a. a. O. 426 f.; Kist a. a. O. 15 f.)

Das Kirchenjahr stellt übrigens, ausser dem Entwicklungsgang der Kirche, auch den Gnadenlauf und die Geschichte der Erlösung der einzelnen Seele dar. Die Hauptfeste sind auf eine einfache, ungekünstelte, den Bedürfnissen entsprechende Weise entstanden, wie auch im Leben jedes Einzelnen gewisse Festtage oder Gedenktage freudigen oder traurigen Charakters entstehen. Unzweifelhaft hatten sich dem Gedächtnisse der Apostel die wichtigsten Tage, an welchen sich folgenschwere Thatsachen für Jesus, die Apostel selbst und die Kirche ereignet hatten, unvertilgbar eingeprägt. Es war ihnen gewiss unvergesslich der Tag, an welchem Jesus am Kreuze gestorben, der Tag seiner Auferstehung und Himmelfahrt, sowie der Tag der Herabkunft des heiligen Geistes. So oft also die Tage wiederkehrten, feierten

sie das Gedächtnis dieser hochwichtigen Ereignisse. Sie veranstalteten eine äussere Feier, versammelten die Gläubigen und teilten ihnen mit, was an dem gegenwärtigen Tage vor so und soviel Jahren sich zugetragen. Sie feierten den Tag mit einer hl. Messe und empfingen gemeinschaftlich die hl. Sakramente. So entstand eine jährliche Übung und ständige Gewohnheit; so ist nach und nach das Kirchenjahr entstanden. Schon in der apostolischen Zeit und in den nachfolgenden drei Jahrhunderten wurden mehrere Feste gefeiert, welche die Grundzüge zum christlichen Kirchenjahr abgegeben haben, und aus denen sich allmählich die Festkreise entwickelten.

Namen- und Sachregister.

Druck von Julius Zwissler in Wolfenbüttel









